VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Giblinge (= 2 Euro) # 0138

juni 2023

versorgerin Nr. / 138 / juni 2023 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF**, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

»Wir waren kompliziert genug, die Maschine zu bauen, und wir sind zu primitiv, uns von ihr bedienen zu lassen. Wir treiben Weltverkehr auf schmalspurigen Gehirnbahnen.«
(Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche)

»Blame it on the Boogie« (Mick Jackson)

Der Weltlauf schreitet unerbittlich dahin, manchmal mittels Fußnoten, dann wieder in Kampfstiefeln; als automatisches Subjekt angetrieben von denen, die sich in seinem inneren Mechanismus – einem blinden Impuls folgend – abstrampeln, zugleich aber als dessen Getriebene unter die Räder kommen. Als gäbe es nicht auch ohne den kapitalistischen »Selbstwiderspruch der Gattung« (Joachim Bruhn) genügend menschliche und kosmische Skandale, deren maßlosester wohl der Tod ist. Am 25. März wurde uns mit *Erwin Riess* ein langjähriger und hochgeschätzter Autor genommen, den wir hier mit einem seiner ersten Beiträge für die Versorgerin würdigen wollen und wenige Wochen später verstarb Gisela Porod, eine der Betreiberinnen der frühen Stadtwerkstatt. *Tanja Brandmayr, Brigitte Steiner Schober* und *Martina Schwabenitzky* erinnern.

Im ausgewählten Text von Erwin Riess findet sich die Bemerkung: *»Gedenken ist eine private Angelegenheit.«* Wie also ist kollektives Erinnern möglich, dem keine autoritären Züge anhaften? Zunächst wäre dafür zu sorgen, dass das Falsche aus dem Fokus kommt – *Andreas Pavlic* beschäftigt sich in seinem Beitrag mit den künstlerischen Arbeiten von Martin Weichselbaumer und Rosa Andraschek, insbesondere deren Versuch, kontaminiertes Gedenken durch Dezentrierung zurechtzurücken. *Sebastian Franke* stellt anlässlich des 80. Jahrestages des Aufstands im Warschauer Ghetto Emanuel Ringelblum und das Untergrundarchiv Oyneg Shabbes vor, dessen Ziel war, die Geschichtsschreibung nicht den nationalsozialistischen Tätern zu überlassen, und *Anselm Meyer* kritisiert die politischen Motive in der Debatte um die Singularität der Shoah im »Historikerstreit 2.0«. *Richard Schuberth* spürt Strängen europäischer Geistesgeschichte nach, die in Orientalismuskritik und postkolonialen Debatten ignoriert wurden – im Auftakt der Artikelserie konzentriert er sich auf Lord Byron. Romantische Projektionen ruft nicht nur der Orient hervor, sondern bei manchen auch Finnland, das in puncto Sozialstaat als Vorbildland gilt – inwieweit das gerechtfertigt ist und was es mit dem Begriff »Ethnostress« auf sich hat, ergründet *Paul Schuberth*. Außerdem beleuchtet *Magnus Klaue* die Geschichte der Säuglingsheime in BRD und DDR im Zusammenhang mit der vergessenen Bindungstheorie des Kinderpsychologen John Bowlby.

Wer beim Thema »Generative Künstliche Intelligenz« immer noch einen verträumten Gesichtsausdruck (»resting chip face«) bekommt, sollte sich den Beitrag von *Svenna Trieber* als Antidot verabreichen – sie gibt einen Überblick über Auswirkungen auf die Lohnarbeitswelt. Im Umgang mit dem Internet generell scheint nicht die schlechteste Strategie zu sein, es wie einen dunklen Wald zu behandeln – Genaueres dazu im Text von *S()fia Braga*. Die Auseinandersetzung um digitale Technologien ist auch ein Strang im Stadtwerkstatt Jahresclaim *COLD RESISTANCE*. Mehr dazu dann im Septemberschwerpunkt zu *STWST 48x9 COLD HEAVEN*, das dazugehörige STWST-Kunstformat wird von 8.–10. September stattfinden. In dieser Ausgabe gibt es allerdings bereits ein weiteres Announcement zum Thema, im Sinne des kalten Anti-Himmels, des immersiven Trashs und eines letzten Sommers vor der Artificial General Intelligence. Zuvor erscheint Mitte Juni aber noch Edition No. 12 der Communitywährung Gibling – diesmal gestaltet von *Tina Kult*. Dann noch das Symposion »Reclaim! Clubnächte, Häuserkampf und urbane Freiräume« – eine Textkollage zu dieser Kooperation von STWST und Kunstuni ziert diese Ausgabe, die auch die letzte ist, die vom Oberösterreichischen Landesverlag in Wels gedruckt wird. Es ist also nicht alles schlecht in Wels, was dagegen schon, darauf verweist *Marina Wetzlmaier* in ihrem Beitrag über die bizarren kulturpolitischen Vorgänge im blauen Wels. Die Redaktion sah sich genötigt, hier einen Kommentar zu verfassen. Hingegen bei der Welser Druckerei für die langjährige gute Zusammenarbeit bedankt sich abschließend

die Redaktion.

Journalistischer Katechismus



Der Journalistische Katechismus ist eine Handreiche für all jene, die dauernd irgendwas mit Medien machen und darum keine Zeit haben, Machiavellis *Il Principe* zu lesen. Deshalb erscheint er auch häppchenweise in Serie.

Zweites Hauptstück:
Von der Buße

Was öffnet einem jeden Pressmenschen den Weg des Heils?

Vornehmlich die medienrechtliche Buße.

Welche Theile umfasst die medienrechtliche Buße?

Die *Richtigstellung*, den *Widerruf*, die *Gegendarstellung* und die *Unterlassung*.

Niemand macht gerne Fehler (bzw. wird gerne dabei erwischt) – im täglichen Handgemenge der Vierten Gewalt und der Jagd nach dem *Scoop* ist es aber unumgänglich, dass die Wahrheit die eine oder andere Delle abbekommt, die dann von der Dritten Gewalt ausgebeult werden muss. Die schwierige Balance besteht darin, die *loud minority* bei der Stange zu halten, die für *Engagement* sorgt und zugleich die *silent majority* nicht zu verprellen – die Herde von Consumer-Stimmvieh, welches Anzeigenkunden als Schäfchen ins Trockene bringen möchten. Lasst euch davon nicht einschüchtern: *Move fast and break things!* Denn der Herr sprach: Bei euch aber sind sogar die Haare auf dem Kopf alle gezählt.

Die **Richtigstellung** ist als freiwillige Korrektur die scheinbar selbstbestimmte Art, zu sagen: *Sorry, we made an Oopsie!* Allerdings ist das Erratum auch die Schwäche derer, die es mit der journalistischen Sorgfaltspflicht zu genau nehmen – zeitgemäß ist nicht die Asche auf dem Haupt, sondern die Faust auf dem Tisch: Wenn Pressebericht und Wirklichkeit auseinanderfallen, hat das gefälligst ein Problem Letzterer zu sein. Höherwertig sind dagegen die Formen erzwungener Buße: Nur verzopfte Federfuchserinnen sehen dies als Indiz für schlampige Recherche oder faktenresistente Agitation. Ganz im Gegenteil wird so auch der größte Medienkonzern zum kleinen gallischen Dorf, das unbeugsam den infernalischen Horden trotzt, die es in die Knie zwingen wollen. *Stick it to the man with a banner headline!* Allerdings ist auch hierbei zu differenzieren: die **Gegendarstellung** ist das Stimulans derer, die wissen, wie man revoluzzt und dabei doch nur Lampen putzt. Als Richtigstellung durch die betroffene Person selbst sorgt sie für eine Konstellation des *he-said-she-said*, in der – *whispered through the grapevine* – an der ursprünglichen Pressebehauptung indes durchaus was dran sein könnte. Allerdings sollten auch ambitiöse Tintenstrolche davon absehen, ihrerseits auf die Gegendarstellung mit einer Gegen-Gegendarstellung zu reagieren: *Putting a hat on top of a hat* setzt einem *burning dumpster fire* kein Krönchen auf.

Beim **Widerruf** schmatzen die Lippen der *connaisseurs des affaires journalistique* schon prononcierter: Hier besteht der Vorwurf nicht nur in unwahrer Tatsachenbehauptung, sondern darüber hinaus deren *Ehrenrührigkeit*. Auch hier könnten oberflächliche Gemüther meinen, dass dies das erniedrigende Eingeständnis einer Lasterthat bedeutet, weil der *scarlet letter* (resp. *paragraph*) nicht nur getragen, sondern selbst aufs hehre Antlitz gepinselt werden muss. Wiederum ist dies im Gegenteil kein Schandfleck, sondern das Siegel aufrechter Freischärler für die Meinungs- und Gewissensfreiheit, deren *rebel yell* lautet: *Free speech is under siege!* Allerdings - und hier scheiden sich achtlos stampfende Schafe von behutsam gärtnernden Böcken, die Geilstellen sorgsam meiden – darf es nicht um tatsächliche Opposition zu jener Ökonomie gehen, deren Produkt das eigene Gehöft ist, sondern lediglich das zärtliche Äsen an jenen Trieben, deren Mahd das restliche Unterholz umso üppiger wuchern lässt. Die Kunst besteht darin, *meaningless fights* mit sorgsam ausgewählten – besonders unappetitlichen *Chargen* – zu inszenieren und dafür zu sorgen, dass die Wetteinsätze in die eigene Kasse wandern. Da auch das Haus gewinnt, dessen Fähigkeit zur Selbstregulation demonstriert wird (»wehrhafte Demokratie«, »robuste Institutionen«), gewinnen letztlich alle (zumindest jene, die sich ein Ticket leisten können). Dass in Form von Slapp-Klagen tatsächliche Angriffe (*cheap shots*) stattfinden, die nicht nur mit einem *black eye*, sondern knockout (Konkurs) enden können, bietet die Chance, sich auch bei eigenen Verfehlungen potentiell als Opfer zu gerieren (im Wrestling-Jargon: vom *heel* zum face zu werden). Doch Vorsicht: *Overselling* gefährdet die *Overness* (das Wohlwollen des Publikums). Wenn am Ende das publizistische Gewissen triumphiert, können zudem weiterhin erbauliche Filme über journalistische Integrität gedreht werden (the Post, the Paper, Spotlight – *the list goes on and on and on...*).

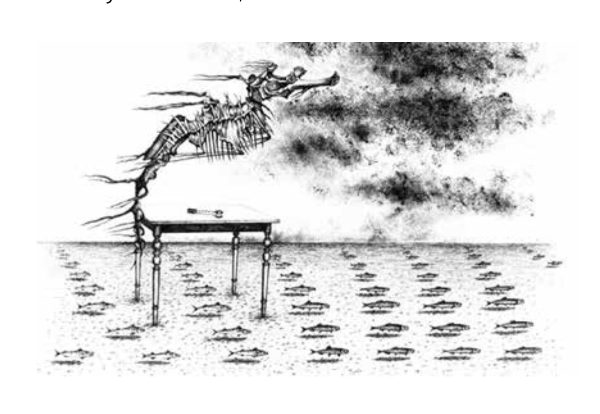
Der Boulevard stellt hierbei einfach die *brawl*-Variante dar: Als *rulebreaker* prügelt er auf alle ein – *pulling punches* ist nur eine Option, wenn Einbruch des Anzeigengeschäfts oder Sperre drohen. Bei genügend Marktmacht (»starke Marke«) und politischer Gewogenheit ist beides keine reale Gefahr und auch mit der Solidarität des restlichen *Roster* (»mediale Mittbewerber«) kann gerechnet werden (siehe die scharfen Reaktionen auf »Die verlorene Ehre der Katharina Blum« vonseiten der »Qualitätspresse«). Auch unter dem Dach der **Unterlassung** (»Unterdrückung zukünftiger Berichterstattung«) versammeln sich einträchtig – mit wechselnder Rollenverteilung – legitime Verteidigung geschützter Rechte und der Missbrauch von Gerichten zur Verunmöglichung gerechtfertigter Kritik im öffentlichen Interesse. Letzteres gegen Ersteres auszuspielen, erlaubt *Wannabe-Nestroys*, ihre Couplets – in heroischer Umgehung empfundener Zensur durch Nutzung proprietärer *opinion-outlets* – auf Blogs und Kurznachrichtendiensten zu singen. Merke: *Manufacturing consent through dissent* ist kein Paradox, sondern die Realität des Spektakels.

Das kommende dritte Hauptstück handelt *von dem innern Leben und von der Vertraulichkeit mit dem Verlag.*

Zum Cover

Wir haben das Bild »Hide, war!« der Künstlerin Toyen aus dem Jahr 1944 ausgewählt, siehe Abbildung unten, und in kurzen Worten beschrieben. Dieser Text wurde in Midjourney eingegeben:
»60 fishes in rows of 10 hover just above a barren desert floor, all swimming in one direction. They swim from left to right. The picture should be in black and white and appear rather gloomy and threatening. Add a large dark cloud to the sky. It should be drawn with charcoal. High resolution.«

Der Text am Cover ist außerdem ein Work-in-Progress und Auseinandersetzung mit dem Artificial-General-Intelligence-Potential zur endlosen, stabilen Diktatur und dem diesjährigen Claiming: COLD HEAVEN, Immersive Trash.



Ein letzter Donaugruß

Wir trauern um Erwin Riess, der am 25. März 2023 verstarb.

Anstelle eines Nachrufs lassen wir den Schriftsteller und Aktivisten für die Rechte behinderter Menschen selbst sprechen – mit einem Beitrag, der 2005 in der Ausgabe 65 als einer der ersten Texte von Erwin Riess in der Versorgerin veröffentlicht wurde.

Ab da wurde Erwin Riess zum permanenten Autor. Artikelabsprachen am Telefon oder via E-Mail waren unkompliziert, seine Vorschläge durchdacht. Er bestand auf dem, was er sagen wollte, sperrte sich aber auch nicht gegen Änderungen. Themenwünschen gegenüber war er aufgeschlossen – wenn der Beitrag dann doch in eine andere Richtung wanderte, folgte man dieser gerne, da sie oft den Weg zum nächsten Text wies. Dass es nun keinen mehr geben wird, schmerzt.
Sehr oft wählte Erwin Riess die Form einer Groll-Geschichte. Die Figur Groll, die möglicherweise einem literarischen Alter Ego nahekommt, beschrieb ihr Erfinder in einem Text so:

»In scharfem Kontrast zur großbürgerlichen Herkunft des Dozenten rechnete Herr Groll sich selbst zum vorstädtischen Subproletariat, das weltanschaulich auf einem schmalen Grat zwischen einem kruden Materialismus, rhapsodischen Gemütslagen und einer ausgeprägten Neigung zu Hassattacken und Gewalttätigkeit balanciert.« (*Eine Aussprache in Fischamend oder Vom Untergang der Linken*, erschienen in: Volltext, Februar 2022)

Erwin Riess wollte sich mit der Ohnmacht der Linken nicht abfinden – gerade auch, weil er sie präzise benennen konnte. In seinem ganzen Leben als Autor schrieb er gegen Dummheit, Gewalt, Korruption, Ungerechtigkeit und Unterdrückung an, gegen den alltäglichen kapitalistischen Irrsinn und das Fortwesen nationalsozialistischer Gesinnung in demokratischem Gewand. Mit seiner Kritik kämpfte er zugleich für einen Zustand, in dem diese nicht mehr nötig ist.
Dafür danken wir ihm.

HERR GROLL UND DAS GEDENKJAHR

Erwin Riess

Der Dozent fand Groll an der Großtankstelle Ecke Gerasdorferstraße/ Brünnerstraße in Wien-Floridsdorf. Groll stand neben einem Kübel mit Schnittblumen. Er aß einen Schokoriegel und nippte zwischendurch an einer Dose Bier.
»Da sind Sie ja!« rief der Dozent und sprang vom Rad. »Ich dachte, Sie seien in der Innenstadt, bei den Installationen zur Erinnerung an den 60. Jahrestag des größten Bombenangriffs, der gegen Wien geflogen wurde. Teile der Innenstadt sind damals abgebrannt.«
»Der Angriff galt aber der Raffinerie in Floridsdorf«, sagte Groll. »Bevor Sie auf dumme Ideen kommen: Ich lege Wert darauf, an diesem urbanen Ort mein Nachtmahl einzunehmen. Keinesfalls bin ich hier, um irgend jemandem oder irgend einem Ereignis zu gedenken. Wollen Sie einen Schluck? Ich habe noch eine Dose im Rollstuhlnetz.«
»Danke.« Der Dozent trank und wischte sich danach mit einem Aufseufzen den Mund mit dem Ärmel seiner Sportjacke ab.
»Sie sind ja ganz durcheinander!«
»Ist das ein Wunder?« Der Dozent lehnte sich gegen sein Rad. »Die halbe City besteht aus Gedenkensinstallationen, Lichtorgeln, Laserkanonen, beleuchteten Häuserfassaden. Gespenstisch!«
»Bei uns ist alles ruhig.« Groll öffnete eine weitere Dose.
»Noch.«
»Ich hoffe, daß es so bleibt. Floridsdorf ist groß. Bis der Unsinn aus dem Zentrum zu uns gelangt, ist er weidlich verdünnt. Meistens spürt man ihn kaum.«
»Sie haben leicht reden. Aber als Soziologe muß ich mich dieser Gedenkens- und Gedankensorgie stellen.«
»Wenn Sie meinen. Meinen Segen haben Sie.«
»Sie halten also nichts vom Gedenkenjahr?«
»Die Wahrheit zu sagen, es ist mir egal. Wenn die Menschen ein Jahr brauchen, um zu denken – mir soll es recht sein. Die Botschaft ist ohnehin klar.«
»So? Da bin ich aber neugierig.«



Erwin Riess

Groll nahm einen Schluck und stellte die Dose zwischen die Knie auf die Spritzdecke des Rollstuhls. »Als Soziologe kennen Sie doch die Arbeiten über autoritäre Persönlichkeiten. Sie sprechen immer im »Wir«, sie verstecken sich hinter einem Kollektiv, einer Gruppe, einem materiellen oder immateriellen Dritten, ob es sich nun um eine Horde von Glatzköpfen oder um »den Staat« oder »die Nation« handelt; sie faseln immer von einem nahen Ende, vom Untergang des Abendlands, der Bildung, des Baums, des Fußballs - und sie können nicht existieren, ohne andauernd in die Geschichte zu greifen wie in einen Bottich voll Schmierseife, und das ist es auch, was sie der Geschichte entnehmen, die Schmiere für ihre verkorkste Gegenwart. Weil sie von der Gegenwart ablenken wollen oder einfach zu dumm sind, sich in ihr zurechtzufinden, erfinden sie Gedenkfeiern, Gedenkjahre, Gedenksymposien und sie sind darin so wenig phantasievoll wie in ihrem übrigen tristen Dasein. Was macht jemand, der an die Bombardierungen erinnern will? Er projiziert Häuserfassaden auf Häuserfassaden. Und daß den Opfern der NS-Herrschaft auch Gerechtigkeit widerfährt, werden diese ebenfalls für den nächtlichen Mummenschanz mißbraucht. Ihre Namen werden auf die Fassade der Hofburg projiziert, oberhalb jenes Balkons, von dem Hitler einst vor der Geschichte den Wiedereintritt seiner Heimat ins Deutsche Reich verkündete.«
»Sie meinen also --- ?«
»Gedenken ist eine private Angelegenheit. Man kann einem verstorbenen Freund, einer absolvierten Prüfung oder einer bestandenen Liebesnacht gedenken. Aber immer ist das Gedenken eine Äußerung des Individuums oder sagen wir besser, des einzelnen Menschen, denn zum Individuum schwingt sich nicht jeder auf.«
»Können Städte oder Staaten also nicht gedenken?«
»Doch. Aber dem Gedenken haften unweigerlich autoritäre Züge an.«
»So wie es autoritäre Menschen gibt ---«
»Gibt es auch autoritäre Staaten. Oder Staaten mit autoritären Zügen«, vollendete Groll den Satz.
Der Dozent zog einen Zettel aus seiner Jacke. »Dann wäre das hier eine taugliche Form kollektiven Gedenkens. Ein Buch. Es wendet sich an mehrere, aber das jeweils in ihrer Vereinzelung; es informiert, aber es drängt sich niemandem auf. Ich habe mir die wichtigsten Daten aus diesem aufschlußreichen Werk herausgeschrieben.«
»Lesen Sie vor«, sagte Groll.
»Das ist eine kleine Auswahl von Nationalsozialisten, die durch die Förderung des Bundes Sozialistischer Akademiker und der SPÖ in Spitzenpositionen gehievt wurden: Zum Beispiel der Senatsvorsitzende des Landesgerichts für Zivilrechtssachen in Wien, Dr. Otto Riedl-Taschner; der Hofrat des Obersten Gerichtshofes, Dr. Konrad Zachar; Universitätsprofessor in Innsbruck und Mitschöpfer des neuen österreichischen Stafrechts, Dr. Friedrich Nowakowski; Senatspräsident des Oberlandesgerichtshofes Wien, Dr. Walter Lillich; Vizepräsident des Wiener Landesgerichts für Strafsachen, Dr. Ernst Hanak; Generalanwalt bei der Generalprokuratur, Dr. Oskar Wilmar; Senatspräsident am Obersten Gerichtshof, Dr. Wilhem Sabaditsch; Hofrat am Obersten Gerichtshof, Dr. Richard Spernoga; Hofrat bei der Oberstaatsanwaltschaft Wien, Dr. Johann Kerschbaum; Ministerialrat und Abteilungsleiter in der Personalsektion des Justizministeriums, Dr. Walter Hauke; Senatsvorsitzender des Handelsgerichts Wien, Dr. Walter Rabe; Hofrat am Obersten Gerichtshof, Dr. Wilhelm Gräf und andere. 70% der steirischen und 58% der oberösterreichischen BSA-Mitglieder waren NSDAP-Mitglieder und/oder Mitglieder von SS und SA, in Wien waren es rund ein Viertel. Bei Technikern und Journalisten verhielt es sich ähnlich. Bei den Ärzten waren die Fächer Psychiatrie, Psychologie, Neurologie fast vollständig braun, ich nenne hier die Namen Rett, Gross, Krenek, Sluga, Strotzka, Harrer, Birkmayer. Der linke Flügel des BSA protestierte gegen diese Praxis und wurde 1955 prompt ausgeschlossen.[1] Die Ex-Nazis hatten freie Bahn. Sie müssen nun bedenken, daß der BSA sich - endlich - seiner Geschichte gestellt hat; vom Cartellverband, der ebenfalls nennenswert Nazis zu Karrieren verholfen hat, gibt es keine Daten. Ebenso wie von der Akademikerorganisation der Freiheitlichen Partei, bei der von nahezu hundertprozent Nazimitgliedern auszugehen ist, was vom FPÖ-Klubsekretät Scheuch indirekt zugegeben wurde, als er sagte, bei der Inellektuellenorganisation der FPÖ erübrige sich eine Untersuchung von vornherein.«
»Der Mann lügt nicht.«
Der Dozent fuhr fort. »Wir müssen demnach davon ausgehen, daß die traditionelle Intellektuellenschicht in Österreich in den Jahren 1945 bis zur Gegenwart maßgeblich nazistisch geprägt war und ist. Gegner der Naziseilschaften konnten nur in Nischen des Staatsapparates oder in ghettoisierten linken Milieus und in der Kommunistischen Partei überleben. Mit der antifaschistischen Herrlichkeit des Staates Österreich, die bei Gedenkfeiern so gern hervorgeholt wird, war und ist es also nicht weit her. Ohne zu übertreiben, muß man die Zweite Republik in ihren personellen Strukturen nicht als Antithese zum Nationalsozialismus, sondern als dessen direkte Nachfolgeveranstaltung begreifen.«
»Wenn in einem derartigen Umfeld ein Gedenkjahr, das auch noch als Gedankenjahr daherkommt, begangen wird ---«
»Ist offensichtlich, was der Zweck dieser Veranstaltungen ist: Verschleierung, Verdrängung, Umdeutung und Vergessen von historischen Zusammenhängen - etwas gemildert durch den Event- und Tourismuscharakter dieser Aktivitäten.«
Groll ließ die leere Bierdose in den Kübel mit Schnittblumen gleiten. »Dazu passt eine Meldung aus den heutigen Radionachrichten[2]. Der Chef der Österreichwerbung, Oberascher, will den Charme österreichischer Gastwirte als immaterielles Kulturerbe von der UNESCO schützen lassen.«
»Das ist nicht wahr!« rief der Dozent.
Es ist so wahr wie das Gedenk- und Bedenk-, das Gedank- und Bedank-, das Undenk- und Undankjahr. Laden Sie mich noch auf ein Bier ein?«
Der Dozent und Groll verbrachten noch einige angeregte Stunden an der Tankstelle. Sie tranken noch das eine oder andere Bier. Und sie sprachen über die wirklich wichtigen Dinge im Leben: die schwierige Lage der Binnenschifffahrt, die Aussichten für den neuen Wein und die Gefahren des hohen Erdölpreises für die Kondomherstellung.

---

[1] Wolfgang Neugebauer/Peter Schwarz. *Der Wille zum aufrechten Gang. Offenlegung der Rolle des BSA bei der gesellschaftlichen Reintegration ehemaliger Nationalsozialisten.* Czernin Verlag, Wien 2005

[2] Mittagsjournal, Ö1, 12. März 2005

Die kontaminierte Gegenwart

Bis Mitte April war die Ausstellung *Residuum* im Spitzer in Wien zu sehen: Zu Erinnerung, kontaminierten Landschaften und den künstlerischen Arbeiten von Rosa Andraschek und Martin Weichselbaumer schreibt *Andreas Pavlic*.

Die Geschichte schreibt sich mit ihren unzähligen Ereignissen und Entwicklungen in die Landschaft und in den urbanen Raum ein. Die Erinnerungen an diese Geschehnisse werden manchmal offen und selbstbewusst, in Form von Denkmälern, Triumphbögen oder anderen mehr oder weniger glanzvollen Bauwerken, wachgehalten. Manchmal besteht aber auch der Versuch, sie auszulöschen. Das, was geschehen ist, soll verdeckt werden und im Verborgenen bleiben, damit niemand davon erfährt. Meist handelt es sich dabei um grausame und schreckliche Taten wie Inhaftierungen, Misshandlungen, Folterungen und Ermordungen. In der Zeit des Nationalsozialismus und während der beiden Weltkriege gab es diese Ereignisse, die ungesehen gemacht werden sollten und deren Spuren verwischt wurden, hierzulande zuhauf. Die Täter:innen versuchten, ihre Taten zu verheimlichen, damit diese nicht zur Geschichte werden, damit nichts mehr über sie gesagt werden kann. Sie versuchten, die Landschaft so zu präparieren, dass sich keine Erinnerung an ihr festmachen kann. Unser Boden ist übersät mit Stätten von Gewalt, Gräueltaten und Gräbern, von Massakern und Massengräbern. Der Schriftsteller Martin Pollack prägte in diesem Zusammenhang den Begriff der kontaminierten Landschaft.
Mit dieser Art von Landschaft beschäftigen sich die beiden Künstler:innen Rosa Andraschek und Martin Weichselbaumer in ihren Arbeiten. Sie bewegen sich in einem Spannungsfeld, das sowohl das Verdrängte und Verdeckte in den Blick nimmt als auch die Erinnerung daran und das praktizierte Gedenken. Sie wenden sich schrittweise den konkreten Orten, den Gegenständen und dem Material zu, sie tragen die Prozesse des Vergessens und Verdrängens Schicht für Schicht ab, ihre Bezugnahme auf historische Themen und deren Erforschung gleicht einem archäologischen Vorgehen.

Die Ortschaft Gusen in Oberösterreich ist auf einem solchen kontaminierten Boden errichtet. Dort, wo sich das ehemalige Außenlager des KZ Mauthausen befand, wo die Baracken für tausende von Zwangsarbeiter:innen standen und auch deren Gräber lagen, stehen heute Wohnhäuser. *Es gibt nichts zu sehen*, so der Titel einer Arbeit von Rosa Andraschek. Es sind rurale Landschaftsfotografien, auf denen Einfamilienhäuser, Hecken und Swimmingpools und die unverbauten Wiesen als Leerstellen zu sehen sind. Eine ganz normale Siedlung, wie es sie in Österreich zuhauf gibt. Der Wunsch, dass nichts mehr auf die Verbrechen, die an diesem Ort stattgefunden haben, hindeuten soll, wird sichtbar. Der verschwundene Lagerkomplex versinnbildlicht den über Jahrzehnte praktizierten Umgang mit der NS-Zeit: das Ver- und Überdecken. Für die ehemaligen Inhaftierten und Zwangsarbeiter:innen war das Lager in Gusen nie vergessen. In den, meist national oder regional organisierten, Verbänden bemühten sie sich unmittelbar nach 1945 um eine adäquate Gedenkstätte beim einstigen Krematorium, während die autochthone Bevölkerung am liebsten Gras über diese Stätte der Gewalt wachsen lassen wollte. *Nichts mehr zu sehen* ist auch in den Städten, in denen ebenfalls tausende Zwangsarbeiter:innen untergebracht waren. In ganz Österreich profitierten während der NS-Zeit sowohl große Unternehmen als auch kleine Betriebe vom System der Zwangsarbeit. Tausende entwertete Menschen, zur billigsten verschleißbaren Arbeitskraft degradiert, lebten in den Städten mitten unter den anderen Bewohner:innen. Die Gewalt wohnte in den Straßen und Häusern und hatte ihre Nachbarschaft. Nichts erinnert an sie. Um diese Menschen und Verbrechen in Erinnerung zu rufen, bedarf es Forschungs- und Grabungsarbeiten. In der Arbeit *Memory* vollzieht Andraschek eine symbolische Ausgrabung, Fassaden und Gebäudeteile werden von jenen Häusern abgekratzt, in denen einst Zwangsarbeiter:innen untergebracht waren. Dieses Graben und Kratzen ist sowohl künstlerische Archäologie als auch Intervention und verweist auf einen Ansatz in der Geschichtsforschung, der anfänglich Arbeiter:innen dazu ermächtigen sollte, ihre eigene Geschichte und ihre konkreten Lebensbedingungen zu erforschen. Er steht unter dem von Sven Lindqvist ausgegebenen Motto: »Grabe, wo du stehst.« Dieser Aufruf war der Start unzähliger Geschichtswerkstätten auf der ganzen Welt.


Bild: Rosa Andraschek

»Es gibt nichts zu sehen«, Rosa Andraschek

Womit aber soll gegraben werden? Martin Weichselbaumer hat naheliegenderweise die Spitzhacke gewählt. Mit diesem Werkzeug begibt er sich auf den Weg durch den Wiener Prater und erforscht die Spuren der revoltierenden Erdarbeiter:innen 1848. Ihr Protest gegen Lohnkürzungen, ihr Demonstrationszug entlang des Praters und des Pratersterns mündete in einer blutigen Niederschlagung durch die Nationalgarde. Achtzehn Arbeiter:innen starben. Im Video *Revolte* folgen wir den Schritten einer Person durch den Prater. Die Landschaft zeigt keine Spuren mehr von diesem Aufstand. Eine Stimme aus dem Off erzählt davon und ruft das als *Praterschlacht* in die Geschichtsschreibung eingegangene Ereignis in Erinnerung. Die Spitzhacke als Symbol der Erdarbeiter:innen, als Symbol der Revolte und Niederschlagung und als Symbol der Grabung, um die Geschichte dem Vergessen zu entreißen. Das Video bleibt jedoch nicht in der Vergangenheit, sondern erzählt auch von der Gegenwart, in der das Mitführen einer Spitzhacke ebenfalls gefährlich sein kann. Zwar singt Ani DiFranco in ihrem Song *My IQ* die berühmte und treffende Textzeile: *cause every tool is a weapon - if you hold it right*, jedoch auch die umgekehrte Version trifft zu. Sehr schnell kann ein Werkzeug von Autoritäten zu einer Waffe erklärt werden. Zumindest, und das zeigt sich quer durch alle Zeiten, für jene, die als Feinde der Ordnung ausgemacht werden. So gräbt sich Weichselbaumer im Video Revolte mit der Spitzhacke von der Vergangenheit in die Gegenwart.

Die Geschichte, als Historie, bildet eine Verbindung zum Heute, denn ohne den fortlaufenden Zusammenhang zu kennen, wären wir blind. Umgekehrt ist die Frage, welche Verbindungen und Sichtbarkeiten hergestellt und gepflegt werden, Teil der politischen Auseinandersetzung. Woran sollen wir uns erinnern und wie sollen wir gedenken? An dieser Fragestellung zerren und ziehen die verschiedenen gesellschaftlichen Kräfte.

Es gibt Orte, an denen muss nicht lange gegraben werden. Sie stehen prominent in der Landschaft, sie sind zu Mahnmälern erstarrt, ihr Name ist zum Symbol geworden: Mauthausen. Dieser Name steht für sich allein. Kontaminiert ist die Landschaft nicht nur durch verdeckte und versteckte Gräber, sondern durch sichtbare Zeichen. Die Soziologin Martina Löw versteht Raum als ein soziales Gebilde, als ein Produkt sozialen Handelns. Sie betrachtet den Raum in seiner Relationalität, als ein Geflecht von Beziehungen zwischen Menschen, Dingen, Institutionen, aber auch Regeln oder Normen. Lager sind in Stein geronnene Handlungen.

Diese Relation lotet Martin Weichselbaumer in seinem Video *Kontraste* aus. Fast hilflos stehen oder sitzen die Guides in der Landschaft des ehemaligen Konzentrationslagers Mauthausen. Sie sind gut ausgerüstet mit fachlicher Expertise und bestens pädagogisch geschult, zeigen sich jedoch wie erstarrt angesichts der historischen, sozialen und baulichen Wucherung namens Mauthausen. Wie soll daran erinnert und was kann vermittelt werden? Ist die Kontaminierung, diese planmäßig durchgeführte Grausamkeit, stets nur zu erfragen und zu hinterfragen? In Weichselbaumers Video wird eine undefinierbare Geräuschkulisse der Gedenkstätte und der Gedenkarbeit von einem Dröhnen unterbrochen, als würde sich dieser Ort einer weiteren Befragung widersetzen. Der Künstler geht daher dazu über, den Resonanzraum der Besucher:innen zu nutzen. Sie sollen ebenso befragt werden wie jene Personen, die dieses Video ansehen. Die Erinnerung und das Gedenken an die Verbrechen der NS-Zeit stellen uns Fragen. Welche Fragen und Antworten geben uns diese Räume? Welche Räume wollen wir zukünftig schaffen, wie unsere Landschaften gestalten? Es ist die Gegenwart, die befragt werden muss. Die Archäologie ist der Versuch, die Vergangenheit zu heben, sie zu ergraben. Die Erinnerung ist die Befragung der Gegenwart.


Bild: Martin Weichselbaumer

»Revolte #3«, Martin Weichselbaumer

Wir stellen Erinnerungen her und wir gestalten Erinnerungsorte. Die Kontaminierung des Raumes zeigt sich auch auf den Fassaden der Häuser, an denen Erinnerungstafeln, die Kriegshelden gewidmet sind, angebracht wurden; sie zeigt sich auf den Plätzen und Straßen, auf denen Kriegsdenkmäler errichtet wurden. Dieses gesellschaftlich geprägte Handeln, sowohl was die Anbringung der Tafeln betrifft, als auch eine feierliche Kranzniederlegung, entspringt einer Rationalität, die auf einem bestimmtem Denken basiert. Daher kann auch von einem kontaminierten Gedenken gesprochen werden. Womit ist dieses kontaminiert? Rosa Andraschek gibt in ihren Arbeiten *Landschaftsbilder* einen Hinweis. Im Zentrum der Erinnerungskultur stand und steht bis heute der zum Kriegshelden stilisierte getötete Soldat. Fast in jeder österreichischen Gemeinde lässt sich eine dieser Tafeln oder einer dieser Gedenksteine finden. Ihre Dezentrierung, wie sie Andraschek in ihren Fotografien vornimmt, indem sie diese Gedenktafeln an den Rand des Bildes rückt, ist somit auch ein Versuch einer Dekontaminierung. Es gilt, einen neuen Fokus zu finden. Wer Kriege, wie jene beiden Weltkriege, propagierte und unterstützte, ist als ein Täter oder eine Täterin zu betrachten. Wer in den Krieg zog, um andere Länder zu erobern, ist zumeist ein Opfer dieser Propaganda, wird jedoch im Krieg wiederum zu einem Täter oder einer Täterin. Kein Feld von Ruhm und Ehre ist die Landschaft, die Kriegsherren und ihre Gefolgschaften hinterließen, auch nicht der Raum, der dadurch geschaffen wurde. Diese Landschaft darf sich nicht als eine von den Taten des Krieges und der Verbrechen be- und gereinigte zeigen. Dafür braucht es eine aktive Erinnerung und ein anderes Zentrum des Gedenkens. Die beiden Künstler:innen Rosa Andraschek und Martin Weichselbaumer setzen genau das in ihren Arbeiten um, indem sie neue Bilder, Werkzeuge und Fragen (er)finden.

Die Ausstellung *Residuum* war im Spitzer in Wien bis Mitte April zu sehen:

Residuum
Rosa Andraschek & Martin Weichselbaumer
30. März – 15. April 2023
Spitzer, Taborstr 10, 1020 Wien
im-spitzer.net

Andreas Pavlic lebt in Wien, ist Redakteur und freier Schriftsteller; beschäftigt sich mit Erinnerungspolitiken und sozialen Bewegungen. Zuletzt erschienen: Andreas Pavlic, Eva Schörkhuber (Hg.) (2022): Vagabondage. Historische und zeitgenössische Facetten des Vagabundierens in Wien, Wien: Sonderzahl Verlag und der Roman: Die Erinnerten (2021), Edition Atelier

Wer wird unsere Geschichte erzählen, wenn nicht wir?

2023 jährte sich der Aufstand im Warschauer Ghetto zum 80. Mal. Aus diesem Anlass porträtiert *Sebastian Franke* das Untergrundarchiv Oyneg Shabbes und dessen Initiator Emanuel Ringelblum, die in entscheidender Weise an der Dokumentation und Organisation des Widerstands mitwirkten.

Am 21. November 1900 wurde Emanuel Ringelblum in Buczacz geboren. Kindheit und Schulzeit verbrachte er in Nowy Sącz. Anfang der 1920er zog er nach Warschau, immatrikulierte sich im Fach Geschichte, engagierte sich in der linkszionistischen *Poale Zion* und schloss das Studium 1927 mit seiner Dissertation *Die Juden in Warschau von der frühesten Zeit bis zur letzten Austreibung 1527* ab. Des weiteren war er seit 1923 Teil der Gruppe *Der Yunger Historiker Krayz*, die sich später dem *Yidisher Visnshaftlekher Institut* (YIVO) anschloss. Das YIVO war interdisziplinär ausgerichtet und widmete seine Forschung der jiddischen Sprache und der jüdischen Kultur im östlichen Europa.

Bis 1939 existierte in Warschau Europas größte jüdische Gemeinde. Die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung durch die deutschen Besatzer setzte unmittelbar nach der Kapitulation Polens ein. Im Herbst 1940 wurden mehrere Straßenzüge im Zentrum Warschaus als jenes Getto abgeriegelt, in dem zeitweise fast eine halbe Million Menschen eingeschlossen waren. Am 22. November 1940, eine Woche nach der Ummauerung, wurde *Oyneg Shabbes* gegründet. Schnell entwickelte die Gruppe eine gut funktionierende Organisationsstruktur. Zentral dabei war die Arbeit des Exekutivkomitees, das von Ringelblum geleitet wurde. Da das Komitee jeden Samstag zusammenkam, wählte man den Decknamen *Oyneg Shabbes* (»Freude des Schabbat«).

Bis zu sechzig Mitarbeitende waren beteiligt, zu ihnen gehörten Rabbiner, organisierte Arbeiter, Kommunisten und Zionisten. Ringelblum und seine Kollegen betrachteten es als ihre wichtigste Mission, eine dokumentarische Infrastruktur zu schaffen und Quellen zu verschiedenen Aspekten des Lebens im Getto zu sammeln. Sie suchten Erzieher auf und baten sie, Abhandlungen über Erziehung im Getto zu schreiben, gleichzeitig trug man Aussagen von Kindern zusammen, um deren Perspektive festzuhalten. Unter den Materialien finden sich Texte, die von Frauen und Männern, Orthodoxen und Freidenkern, studierten und nicht-studierten Menschen geschrieben wurden und die Vielfalt jüdischen Lebens reflektieren.



Rachel Auerbach und Hersh Wasser 1946 während der Bergung von Archivdokumenten in Warschau.

Bei den Treffen des Komitees wurden Arbeitsschwerpunkte und anstehende Projekte diskutiert. Zu den Aufgaben von Yitzhak Giterman, Shmuel Winter und Menachem Mendel Kohn gehörte es, kleinere Stipendien zu vergeben und Schreibwaren zu beschaffen. Als wichtigste Assistenten Ringelblums wirkten Hersh Wasser und Eliyahu Gutkowski. Ferner gab es zahlreiche Mitarbeitende, die Interviews führten oder für das Kopieren von Dokumenten zuständig waren.

Oyneg Shabbes war von Anfang an ein Forschungsinstitut und die Dokumentation Grundlage des wissenschaftlichen Programms. Die differenzierte Sammeltätigkeit trug dabei erstaunlich viele Quellenarten zusammen. Gesammelt wurden neben jiddischen, polnischen oder hebräischen Texten (Berichten, Tagebüchern und verschrifteten Interviews), auch Objekte wie Zeichnungen, Fotos, Straßenbahn- und Theaterkarten, Klingelschilder und sogar Bonbonverpackungen, die im Getto hergestellt wurden. Wie daran zu sehen ist, lag ein wichtiger Schwerpunkt auf Quellenmaterial zu individuellen Schicksalen und Lebenserfahrungen. Eine Quellengruppe, der man größte Bedeutung beimaß, waren zudem Briefe. Der zentrale Gedanke war, jüdische Geschichtsschreibung nicht den Tätern zu überlassen und auch unter den Bedingungen nationalsozialistischer Verfolgung fortzusetzen. Kommende Generationen sollten auf jüdische Quellen zu dem, was geschehen ist, zurückgreifen können und mit Hilfe dieser Archivalien sollte es ermöglicht werden, das Leben im Getto möglichst detailreich rekonstruieren zu können. Auch ist es der Sammeltätigkeit des Archivs zu verdanken, dass ein großer Teil der dort entstandenen Untergrundpresse überliefert ist. Ganz grundsätzlich stellte die Gruppe die Frage: Wer wird unsere Geschichte erzählen, wenn nicht wir?

Das Exekutivkomitee startete 1941 ein groß angelegtes Forschungsprojekt zu den Bedingungen jüdischen Lebens im besetzten Polen. Initiiert wurde die unvollendet gebliebene Studie von Lipe Bloch, Menachem Linder und Ringelblum selbst. Begonnen wurde mit der Studie, als noch niemand der Beteiligten von den Vernichtungsplänen der deutschen Besatzer wusste. Am 22. Juli 1942 begann die von den Deutschen so genannte »Große Aussiedlung«: Bis September 1942 erfolgte die Deportation von ca. 254.000 Menschen aus dem Getto in das Vernichtungslager Treblinka. Gleich in der selben Juliwoche hielt *Oyneg Shabbes* eine Krisensitzung ab, auf der man beschloss, alles, was bisher gesammelt worden war, zu verstecken. In einer nächtlichen Aktion vergrub Yisroel Lichtenstein mit zwei Helfern die in Metallkisten verpackten Archivalien im Keller der Nowolipki-Straße 68. Dieser Teilbestand wurde bereits 1946 geborgen.

Trotz des Verlustes von Mitarbeitenden, die deportiert wurden, trotz der Gefahren und der emotionalen Belastung, mit denen man sich konfrontiert sah, setzte das Archiv seine Arbeit fort. Im Angesicht der Vernichtung übergaben viele Personen dem Archiv Tagebücher und Familienfotos. Auch Gela Seksztajn, Malerin und Lehrerin im geheimen Schulunterricht, übergab ihre Zeichnungen.
Im September 1942 wandte sich Ringelblum an die Schriftstellerin Gustawa Jarecka mit dem Auftrag, einen Bericht über die Deportationen zu verfassen. Überliefert ist nur ihre Einleitung: »Der Bericht muss wie ein Keil unter das Rad der Geschichte geklemmt werden, um es zum Stehen zu bringen. […] Aus einem Leiden, das in der Geschichte beispiellos ist, aus blutigen Tränen und blutigem Schweiß wird eine Chronik der Tage in der Hölle zusammengestellt, die mithelfen wird, die geschichtlichen Gründe dafür zu finden, wie Menschen dazu gekommen sind, so zu denken, wie sie es taten […].«

Die Arbeit am Archiv betrachteten all jene, die daran beteiligt waren, als eine Form des Widerstands, der seinen Teil dazu beitragen sollte, eines Tages die Täter für ihre Verbrechen zur Rechenschaft zu ziehen und die Erinnerung an die Opfer lebendig zu halten. Ende Januar 1943 schrieb Ringelblum: »Oyneg Shabbes […] ist eine Kooperation, ein brüderlicher Bund, in dem jeder jedem hilft und ein und dasselbe Ziel anstrebt. […] Jeder Mitarbeiter von Oyneg Shabbes wusste, dass seine Mühen und Qualen, seine harte Arbeit und sein Leid und schließlich der Einsatz seines Lebens beim Befördern der Materialien von Ort zu Ort und zwar an jedem Tag 24 Stunden lang einer großen Idee dienen, und dass die Gesellschaft dies am Tag der Freiheit zu würdigen wissen und mit den höchsten Auszeichnungen belohnen würde, die einem freien Europa zu Gebot stehen.«

Durch die Unterstützung der polnischen Untergrundbewegung gelang es, vier Berichte nach London zu schmuggeln. Diese Texte enthielten Informationen von ehemaligen Insassen der Vernichtungslager Chełmno und Treblinka, denen zu fliehen gelungen war. Diese Mitteilungen trugen in bedeutender Weise dazu bei, die deutschen Verbrechen in der westlichen Welt bekannt zu machen.

Zu einem weiteren zentralen Feld entwickelte sich die Dokumentation von offiziellen Verlautbarungen oder Anordnungen der deutschen Besatzer. Zudem gab die Gruppe um Ringelblum bis ins Jahr 1943 die Zeitung *Wiadomości* heraus, die – wie etliche Untergrunddrucke – archiviert wurde. Die Zeitung informierte über die Vernichtungspläne der deutschen Besatzer und rief dazu auf, Widerstand zu leisten, sich zu verstecken und den Täuschungsmanövern der Nazis nicht zu glauben. Die zweite große Einheit von Archivalien wurde im Februar 1943 in Milchkannen unter der Nowolipki-Straße vergraben. Zufällig fand man diesen Teil des Archivs bei Bauarbeiten im Jahr 1950. Hersh Wasser gab an, dass man im April 1943 ein drittes Versteck anlegte, das Materialien zur Vorbereitung des bewaffneten Widerstands enthielt. Ihm zufolge habe sich das Versteck in der Swietojerska-Straße 34 befunden. Nach 1945 wurden mehrere Versuche unternommen, diese dritte Sammlung zu bergen, die alle erfolglos blieben.

Infolge des Aufstands im Warschauer Getto und der vollständigen Liquidierung des Gettos endete die Arbeit von *Oyneg Shabbes*. Im Untergrund wurden dennoch weiterhin Dokumente gesammelt: Das 1942 als politischer Arm der *Jüdischen Kampforganisation* gegründete *Jüdische Nationalkomitee* verfasste weiterhin Berichte, die es ins Ausland schmuggelte. Im Zuge des Aufstands hatte man Ringelblum aufgegriffen und ihn in das Arbeitslager Trawniki deportiert. Im August 1943 gelang ihm von dort die Flucht in den Süden Warschaus, wo er sich mit seiner Familie versteckte. Selbst hier riss Ringelblums Schreibtätigkeit nicht ab, bis er am 7. März 1944 entdeckt wurde. Wenige Tage später wurde er, wie auch seine Frau Judyta und sein Sohn Uriel, im Pawiak-Gefängnis von den deutschen Besatzern erschossen.
Von den Mitarbeitenden des Archivs überlebten nur drei das Ende des nationalsozialistischen Terrors. Die Überlebenden waren das Ehepaar Hersh und Blume Wasser und die Schriftstellerin Rachel Auerbach. Sie gehörten nach 1945 zu den Initiatoren der ersten jüdischen Historischen Kommission in Polen. Hierbei sollte sich die Arbeitsweise von *Oyneg Shabbes* als richtungsweisend erweisen, dies zeigte sich z.B. in der Anerkennung von Zeitzeugen als relevante Quelle, oder in der Berücksichtigung aller Aspekte jüdischer Alltagsgeschichte unter deutscher Besatzung. Die Mehrheit der Pioniere der Shoa-Forschung wanderten jedoch bald aus. Auch Auerbach emigrierte nach Israel. Zu den unschätzbaren Leistungen ihres Lebens gehörte es, als Mitarbeiterin der Gedenkstätte Yad Vashem das Erbe und die Erinnerung an das Geheimarchiv lebendig gehalten zu haben.

Heute befinden sich die ausgegrabenen Archivalien im Jüdischen Historischen Institut in Warschau. Sie umfassen ca. 35.000 Seiten und gehören damit zu den bedeutendsten Sammlungen zur polnisch-jüdischen Geschichte unter deutscher Besatzung. Zudem wurde auf Beschluss des UNESCO-Komitees das Archiv 1999 in Anerkennung des ungewöhnlichen Wertes der geretteten Dokumente auf die Liste »Memory of the World« gesetzt.

Quellenverzeichnis:

Samuel D. Kassow: *Ringelblums Vermächtnis. Das geheime Archiv des Warschauer Ghettos.* Reinbek bei Hamburg 2010.

Samuel D. Kassow: *Oyneg Shabbes.* In: *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur* (EJGK), Bd. 4. Hrsg. v. Dan Diner. Stuttgart/Weimar 2013, S. 464-468.

Samuel D. Kassow: *Warschau.* In: *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur* (EJGK), Bd. 6. Hrsg. v. Dan Diner. Stuttgart/Weimar 2015, S. 329-334.

UNESCO MEMORY OF THE WORLD – Warsaw Ghetto Archives (Emanuel Ringelblum Archives) *https://en.unesco.org/memoryoftheworld/registry/619*

Yad Vashem Archives: *https://www.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/museum_photos/oneg_shabbat_1.asp*

Zydowski Instytut Historyczny: *Oneg Schabbat. Das Untergrundarchiv des Warschauer Ghettos.* Konzept. v. Eleonora Bergman. Warschau 2003, 3. erweiterte Auflage.

Sebastian Franke ist Germanist und lebt in Leipzig. Zur Zeit forscht er zu C. F. Gellert und der Briefkultur des 18. Jahrhunderts.

»Historikerstreit 2.0« – Was bleibt?

Anselm Meyer über politische Motivationen hinter den jüngsten Debatten um die Singularität der Shoah.

In den letzten zwei Jahren wurde in den deutschen Feuilletons und auf Konferenzen darüber gestritten, ob der Mord an den europäischen Juden mit anderen Massenverbrechen des 20. Jahrhunderts vergleichbar sei. Dabei wurde immer wieder über die Frage nach der Singularität der Shoah gesprochen. Es wurde gefordert, den Holocaust stärker mit anderen Gewaltverbrechen des 19. und 20. Jahrhunderts ins Verhältnis zu setzen und das vermeintliche Verbot des Vergleichs abzustreifen. Vordergründig könnte man denken, dass es sich um eine geschichtswissenschaftliche Debatte handelte, die sich mit den epistemologischen Problemen der Zunft beschäftigte. Aber um Geschichtswissenschaft ging es nicht (allenfalls um Geschichtspolitik) – der Charakter des Verbrechens als solches und konkrete Möglichkeiten, wie der Holocaust mit anderen Verbrechen ins Verhältnis gesetzt werden sollte, waren nicht Gegenstand. Das Hinterfragen der Singularität und die Forderung nach Vergleichen zielten auf etwas anderes: nämlich auf die Stellung der Shoah in der deutschen Erinnerungskultur und die gesellschaftspolitischen Konsequenzen für die deutsche Gesellschaft in ihrem Verhältnis zum Antisemitismus und zu Israel, dem Staat der Überlebenden der Shoah. Das ergibt sich aus dem zum Vergleich hinzugezogenen Antagonisten, den Kolonialverbrechen. Vergleiche zwischen historischen Ereignissen geschehen nie intentionslos, und so ist zu fragen, warum der Holocaust mit den Kolonialverbrechen zu vergleichen sei. Das ist der Ausgangspunkt der Debatte, die ihren Anfang nahm mit der Diskussion um den kamerunischen Historiker Achille Mbembe, der wegen seiner BDS-Nähe[1] von der Ruhrtriennale 2020 ausgeladen werden sollte. Mbembe hätte auf diesem bedeutenden Kunst- und Kulturfestival die Eröffnungsrede halten sollen. Nachdem einige Äußerungen Mbembes bekannt wurden, in denen er Israel das Existenzrecht absprach, Israel als kolonialen Apartheidstaat definierte und mit Südafrika verglich, und, konsequent, den Holocaust mit eben jenem südafrikanischen Apartheidsystem für vergleichbar erklärte, wuchs der Druck auf die Festivalleiterin Stefanie Carp, Mbembe wieder auszuladen. Dass Mbembes Äußerungen keine einmaligen Ausfälle waren, sondern sich konsequent aus seinem Werk ergeben, hat dankenswerterweise Alex Gruber in einem Artikel für die *sans phrase* nachgezeichnet.[2] Was folgte, war eine wilde Debatte um Meinungsfreiheit, deutsche Erinnerungskultur und deutsche Politik zur Bekämpfung von Antisemitismus, die Rolle von Antisemitismusbeauftragten der Bundesregierung, und nicht zuletzt um das Verhältnis von Kolonialverbrechen und dem Holocaust. Dieser letzte Punkt ist der entscheidende, hat er doch politisch weitreichende Konsequenzen: Wären Holocaust und Kolonialismus vergleichbar, und definierte man Israel als siedlerkolonialistischen Staat, so ergäbe sich daraus in der Synthese jener antisemitische Topos, wonach die Juden aus dem Holocaust nichts gelernt hätten, nun ihrerseits an den Palästinensern ein Menschheitsverbrechen begehen würden und Israel deshalb als Feind zu bekämpfen sei. Auf diese Weise wird im antizionistischen Antisemitismus die Nakba zu einem neuen Holocaust. Im Grunde genommen war an der als »Historikerstreit 2.0« gelabelten Diskussion also wenig neu. Die Singularität des Holocaust wurde infrage gestellt, wie schon im Historikerstreit 1.0 um Ernst Nolte, nur hatten sich die Rollen der miteinander diskutierenden Milieus verändert. Nun waren es sich als linksliberal bzw. progressiv wahrnehmende Kunstschaffende und *public intellectuals*, die forderten, die Vorzeichen der Erinnerung an den Holocaust dahingehend zu ändern, dass er mit anderen Verbrechen kommensurabel gemacht werden sollte (im Übrigen zeigt sich hier eine auffällige Nähe zur Extremismustheorie der 1970er- und 1980er-Jahre). Auf der anderen Seite waren es ein eher liberal-konservatives Milieu, HistorikerInnen der Shoah und der Rest der antideutschen Linken, die darauf beharrten, dass es sich bei der Shoah um ein Verbrechen handelt, dessen Charakter es aus dem Strom der Erinnerungen heraushebt. Dazu später noch ein wenig ausführlicher. Die Debatte um Mbembe war erst der Auftakt. Es sollte für alle Interessierten noch ein langes Jahr werden. In den USA fürchtete ein australischer Historiker für Kolonialismus, Dirk Moses, um die Meinungsfreiheit in Deutschland. Er nahm die Mbembe-Debatte zum Anlass, einen Text mit dem Titel »Der Katechismus der Deutschen« zu verfassen, in dem er den Deutschen vorwarf, die angebliche Singularität des Holocaust zu instrumentalisieren, um vermeintlich legitime Kritik an Israel als antisemitisch zu canceln. Es gäbe, so Moses, Hohepriester in der deutschen Kultur- und Wissenschaftsszene, die aufgrund eines Konsenses in der Erinnerungskultur, der zwischen deutschen, US-amerikanischen und israelischen Eliten gefunden worden sei, jeden Zweifel an der Singularität des Holocaust und die Verneinung einer daraus folgenden Solidarität mit dem jüdischen Staat sofort als antisemitisch brandmarken würden. Der Text wurde von einigen deutschen Historikern und Historikerinnen dankbar aufgenommen, die Moses mehrere Gelegenheiten verschafften, diese Thesen zu wiederholen und zu vertreten.

Für Moses ist es offenbar selbstverständlich, dass antisemitischen und antizionistischen Proklamationen wie denen Mbembes nicht widersprochen wird, sondern dass diese Konsens seien. Wenn in Deutschland solchen Positionen widersprochen wird, dann könne das nur das Resultat einer weitreichenden Verschwörung sein, in der namenlose Kräfte immense Macht über öffentlich ausgetragene Debatten ausüben. Dass Moses in Deutschland auf ein interessiertes Publikum traf, und er seinen »Katechismus« noch einmal kommentierend in einem renommierten Verlag veröffentlichen konnte, scheint ihn dabei nicht verwundert zu haben. Gemeint ist der Sammelband einer Konferenz zum Thema, »Historiker streiten. Gewalt und Holocaust«, herausgegeben von Susan Neimann und Michael Wildt. Vor dem Hintergrund einer angeblich vom Holocaust paralysierten deutschen Gesellschaft gefiel sich Moses in der Rolle des Renegaten, der nun gekommen sei, um unbequeme Wahrheiten über den Philosemitismus der Deutschen auszusprechen. So fabulierte Moses auf einer weiteren Konferenz von einem »Erlösungsphilosemitismus« der Deutschen. In der Diskussion um und mit Dirk Moses zeigte sich, dass es mitnichten um die Vergleichbarkeit von Massenverbrechen ging. In dem genannten Sammelband findet sich kein Aufsatz zum Verhältnis von Kolonialverbrechen und dem Holocaust.

Die *documenta15* mit ihren antisemitischen Exponaten war wohl der eindrücklichste Beweis dafür, dass es in manchen Sphären zeitgenössischer Kunst keine Verbote bezüglich offensichtlicher antisemitischer Topoi und Bildsprachen gab und dass nicht wenige deutsche Kulturschaffende keine Berührungsängste mit antisemitischem Agitprop haben, sofern sie diesen als legitimen Ausdruck des kulturalistisch definierten »Globalen Südens« verstehen.

Die hier nur überblickshaft rekonstruierten Debatten hielten allgemein wenig Neues bereit. Eine Auseinandersetzung mit der Shoah fand nicht statt, allenfalls als Bezug auf eine abstrakte Chiffre. Dennoch stand erneut zur Diskussion, was die Shoah von anderen fürchterlichen Ereignissen in der Geschichte der Menschheit abhebt. Dabei wurde deutlich, dass die Rede von der Singularität nicht weiterführend ist, da zunächst jedes historische Ereignis singulär ist. Stellt man sich aber die Frage, inwieweit ein Ereignis überhaupt begreifbar ist, hieße dies bei der Shoah, sich auf den Versuch einzulassen, ein historisch präzedenzloses Ereignis, nämlich die Ermordung von sechs Millionen Menschen nur um ihrer Vernichtung willen, *verstehen* zu wollen. Lassen sich für die Verbrechen des Kolonialismus noch Reste instrumenteller Vernunft finden, also Tatmotive wie Bereicherung und Machtvergrößerung, ist dies beim Holocaust nicht möglich. Trotz aller materiellen Mängel, mit denen die Deutschen im Krieg konfrontiert waren, wurde der Mord an den Juden dennoch durchgeführt. Dringend benötigte Züge wurden freigehalten, um noch zwischen 1943 und 1944 Juden aus Griechenland nach Auschwitz zu deportieren. Dass es Tatsachen dieser Art sind, die sich dem Bewusstsein aufdrängen und dennoch kaum zu begreifen sind, da sie aus der Reihe von Gewaltverbrechen herausfallen, darüber konnte man in der Debatte öffentlich wenig vernehmen. Die Geschichte der Erinnerungskultur war allerdings schon immer geprägt von der Vermittlung des Präzedenzlosen durch andere Ereignisse, wie ein Sammelband zeigt, der 2022 beim Simon-Dubnow-Institut in Leipzig erschienen ist. Unter dem Titel »Geschichtsoptimismus und Katastrophenbewusstsein. Europa nach dem Holocaust« haben Jan Gerber, Philipp Graf und Anna Pollmann zahlreiche Aufsätze veröffentlicht, die sich mit genau jener Frage beschäftigen, wie die Erinnerung an den Holocaust mit geschichtswissenschaftlichen Konjunkturen, gesellschaftlichen Debatten und tagespolitischen Ereignissen verknüpft ist. Dabei ist zu bemerken, dass der Sammelband *nicht* als Beitrag zu der oben skizzierten Debatte konzipiert und veröffentlicht wurde, sondern der Beginn seiner Entstehungszeit schon einige Jahre zurückliegt. Umso glücklicher der Zeitpunkt des Erscheinens, denn so konnten die geneigten LeserInnen nun anhand zahlreicher Beispiele nachvollziehen, wie die Erinnerung an die Shoah an andere Massenverbrechen geknüpft ist, was oft nur durch Reflexion darauf zur Sprache kam.

Was bleibt also? Es scheint so, als ob die Zeit, in der es möglich war, das Präzedenzlose des Holocaust zumindest zu erahnen, vorbei ist. Es werden neue Formen des Gedenkens gefordert, die multiperspektivisch sein sollen. Der seit den 1990er-Jahren durch die Geschichtswissenschaft und sozialphilosophische Eingriffe mühsam freigelegte Charakter der Shoah droht wieder verschüttet zu werden und unter einem amorphen Begriff der Gewaltgeschichte zu verschwinden. Die hier um den Historikerstreit skizzierten Debatten waren in dieser Hinsicht als Beitrag zu reflektieren.

---

[1] BDS (Boykott, Desinvestitionen und Sanktionen) ist eine globale politische Kampagne zur wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Isolierung Israel, die in Deutschland, Österreich und Tschechien offiziell als antisemitisch eingestuft wird.

[2] »Speerspitze des postkolonialen Antisemitismus. Achille Mbembes ›Nekropolitik‹ als Handreichung für deutsche Erinnerungskultur«, Heft 17, Winter 2020/21

Anselm Meyer studierte Geschichte und Philosophie, arbeitet aktuell zur frühen jüdischen NS- und Shoah-Forschung und Wirtschaftsgeschichte des NS.

Mit Ethnostress gegen das Glück

Finnland gilt in vielen Bereichen als Vorbildland, *Paul Schuberth* hat sich angesehen, inwieweit das gerechtfertigt ist.

»Niemand auf der Welt ist glücklicher als die Finnen.« So fasst der Spiegel in einem aktuellen Artikel die World-Happiness-Reports der Jahre 2018-2023 zusammen. Die Reichen, Verliebten und Teneriffa-Urlauber*innen haben wieder einmal das Nachsehen! Das Ergebnis dürfte kaum anzufechten sein, entspricht doch auch der letzte Platz im Ranking (Afghanistan) dem gesunden Menschenverstand. Dem finnischen Glück, mit dem vor allem die finnische Tourismusbehörde gerne wirbt, fühlen selbst manche europäische Linke nur ungern auf den Zahn. Dienen vielleicht die nordischen Staaten, in denen sich demokratischer Sozialismus und Kapitalismus doch gut zu vertragen scheinen, als Fluchtpunkt der eigenen berechtigten Perspektivlosigkeit?

Zum ungetrübten Glück der Finn*innen könnte die herrschende Ansicht beigetragen haben, während des Zweiten Weltkrieges zu den absolut Guten unter den Bösen gehört zu haben. Die Kooperation mit Nazi-Deutschland während des Fortsetzungskrieges (1941–1944) sei demnach pures Mittel zum Zweck gewesen, die Sowjetunion zurückzudrängen. Zu ideologischen Überschneidungen oder gar Kriegsverbrechen sei es nicht gekommen. Erst in den letzten zwei Jahrzehnten rüttelten zwei wichtige Veröffentlichungen von Historiker*innen an dieser Erzählung. Elina Sana beschreibt in ihrem Buch »Die Ausgelieferten – Finnlands Auslieferungen an die Gestapo« die Überstellung von 3000 Juden und russischen Kriegsgefangenen. Oula Silvennoinen ergänzte 2008 diese Erkenntnisse in seiner Dissertation »Geheime Waffenbrüderschaft«: Die finnische Staatspolizei (Valpo) war durch ihre Zusammenarbeit mit dem bis 2008 unbekannten »Einsatzkommando Finnland« direkt an Kriegsverbrechen wie Folter und Massenerschießungen, auch mit jüdischen Opfern, beteiligt. All das geschah ohne großen direkten Einfluss finnischer faschistischer Bewegungen. Die Lapua-Bewegung hatte sich bereits 1932 aufgelöst, mitunter auch deswegen, weil ihr moderater Flügel wesentliche Ziele – Ausschaltung der internen Kommunisten, Verfassungsreform mit dem Ergebnis eines autoritären Präsidialregimes – durch die konservativen Regierungen umgesetzt sah.

Dass sich die heutigen Faschisten Finnlands genötigt sehen, eine neue Partei zu gründen, spricht immerhin dafür, dass die aktuelle Politik des Landes nicht ganz nach ihrem Geschmack ist. Die Sinimusta Liike / Blåsvarta Rörelsen (»Blauschwarze Bewegung«) schaffte dieses Jahr ihre Aufnahme ins Parteienregister und trat auch bei den Parlamentswahlen an. Die Partei spricht sich gegen eine öffentliche Präsenz von nicht-christlichen Religionen aus, mit der Ausnahme des finnischen Paganismus im Geschichtsunterricht. Laut ihrem Vorsitzenden Tuukka Kuru stünden die »Interessen« und »Erbanlagen« der Juden in Konflikt mit denen der ursprünglichen europäischen Population. Die Sinimusta Liike kommt nicht aus heiterem Himmel, sondern direkt von der Basis: De facto ist sie eine Abspaltung der rechtsextremen Perussuomalaiset/Sannfinländarna (»Basisfinnen«). Die Basisfinnen saßen schon zwischen 2015 und 2017 in der Regierung, wurden bei den Parlamentswahlen 2023 zweitstärkste Partei und befinden sich auch aktuell (knapp vor Redaktionsschluss) in Regierungsverhandlungen mit konservativen Kräften und der parlamentarischen Vertretung der finnlandschwedischen Minderheit. Diese dürfte die wichtige Forderung der Basisfinnen, die Pflicht zum Erlernen der zweiten Amtssprache Schwedisch in der Schule abzuschaffen, nicht leichtfertig akzeptieren. Laut den Basisfinnen untergräbt das Erlernen der schwedischen Sprache (in der finnlandschwedischen Ausprägung) das finnische Selbstverständnis. Ein fragiles Selbstverständnis muss das sein. Die Partei sieht Finnland, mit seinen 338.472 Quadratkilometern Landesfläche und einem Ausländeranteil von 4%, von muslimischen Migranten überrollt. Der Erfolg der Perussuomalaiset ist ein gutes Argument gegen die hierzulande bekannte Position, nur nicht zu viele Flüchtlinge aufzunehmen, damit die Rassist*innen nicht gestärkt werden – also »das Asylrecht vor den Flüchtlingen zu schützen« (Max Uthoff und Claus von Wagner). Zum Wahlkampf der Basisfinnen gehörten Plakate, die suggerierten, Familien mit finnischen Nachnamen würden bei der Wohnungsvergabe gegenüber Ausländern massiv benachteiligt. Wie der Integrationsexperte Ahmad Moussa 2021 in seiner Dissertation zeigen konnte, führt die tatsächliche Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt zu einem höheren Risiko für Asylsuchende und Asylberechtigte, in die auch in Finnland existente offene oder verdeckte Obdachlosigkeit zu rutschen. Einem Bericht der linksliberalen Zeitschrift »Voima« (»Kraft«) zufolge traut sich jedoch kaum eine*r der finnischen Journalist*innen, den Basisfinnen öffentlich Rassismus zu unterstellen. Was die Wähler*innen der Partei selbst gerne zugeben, macht aber ohnehin jede Unterstellung überflüssig. Vierzig Prozent von ihnen stimmten vor der Wahl bei einer Umfrage der Aussage zu: »Die intellektuellen Fähigkeiten der Schwarzafrikaner sind schwächer als die der weißen Rasse, die in westlichen Ländern lebt.«

Woher rührt der bei den heurigen Parlamentswahlen erlittene Absturz der finnischen Sozialist*innen, die mit einer der weltweiten Hoffnungsträgerinnen der Sozialdemokratie an der Spitze angetreten waren? Die Hetze der konservativen Presse gegen die junge Premierministerin Sanna Marin, die beim Feiern und Tanzen gefilmt worden war, könnte das Zünglein an der Waage gewesen sein. Womöglich begeisterten diese – nie sozialkritischen, sondern nur moralisierenden – Kampagnen aber auch Teile derjenigen Bevölkerungsschicht, die sich regelmäßiges Ausgehen und Feiern nicht mehr leisten kann. Die stetige Verschlechterung der Lebensumstände setzt einen schon längeren Trend fort, für den auch die immer höhere Vermögenskonzentration ein Anzeichen ist: Die reichsten zehn Prozent Finnlands besitzen aktuell 49,6 Prozent des gesamten Vermögens, 2009 waren es noch 43,9 Prozent gewesen. Während Profite, etwa in der Holz- und der Elektronikindustrie steigen, verschärft sich die Situation der Arbeiter*innen. Mit dem Ausrufen eines Streiks durch die Industriegewerkschaft am 1. Februar begann die Streikwelle des finnischen Spätwinters, der durch den Slogan #Palkkaliitto (»Gehaltsunion«) im Zeichen der Solidarität der verschiedenen Teilgewerkschaften untereinander stand. Die Verhandelnden der Industriegewerkschaft akzeptierten eine Gehaltserhöhung von 7 %, was beinahe an die Inflationsrate von 9 % (Dezember 2022) herankommt. Die von den Transport- und Eisenbahngewerkschaften ausgerufene Arbeitsniederlegung brachte große Teile des öffentlichen Verkehrs zum Stillstand. Zuvor war in den Medien viel über die Arbeitsbedingungen etwa der Busfahrer*innen berichtet worden: Manche würden zum Beispiel während einer 11,5-Stunden-Schicht auf das Trinken verzichten, da nicht sicher sei, ob sich die Toilettenpause nach vier Stunden einhalten lasse. Im Februar nutzte die staatliche Vermittlerin ihre Verfügungsfreiheit, um einen von der Dienstleistungsgewerkschaft PAM angekündigten Streik vorerst zu verschieben – was die Vorsitzende der PAM Annika Rönni-Sällinen veranlasste, von einer Limitierung des Streikrechts der Angestellten zu sprechen. Auch hier scheint sich ein Muster abzuzeichnen: Schon 2022 hatte die Stadt Helsinki/Helsingfors erfolgreich beim Bezirksgericht um eine Verhinderung des Streiks der Pflegekräfte – die unter höchster Überarbeitung leiden und massiv unterbezahlt sind – angesucht. Auf die Drohung der Pflegekräftegewerkschaften, Massenkündigungen zu veranlassen, reagierte die Fünf-Parteien-Koalition Marins mit der Verabschiedung eines Patientensicherheitsgesetzes. Diese Sicherheit soll allerdings nicht durch eine Verbesserung der Situation im Gesundheitswesen erreicht werden, sondern durch Zwangsarbeit – mit diesem Begriff zumindest charakterisieren die Gewerkschaften das Gesetz. Es beinhaltet die Möglichkeit, sowohl Streikende zur Arbeit anzuhalten, wie auch im Falle von Massenkündigungen einzelne Pflegekräfte zurück an den Arbeitsplatz zu zwingen. Das finnische Gesundheitswesen befindet sich indes in einem Teilkollaps. Hinweise darauf sind etwa Berichte, dass Krankenwägen im Dezember das große Jorvi-Krankenhaus wegen heilloser Überfüllung der Notaufnahme zehn Tage nicht anfahren konnten; kolportierte Aussagen von Oberärzt*innen, dass sie nicht sagen können, wie eine adäquate Versorgung noch zu gewährleisten sei. Das finnische Gesundheitssystem ist sehr parzelliert, was mit Ungleichheit einhergeht. In Helsinki beispielsweise leben die kränksten Einwohner*innen im nördlichen Jakomäki, wo nur 17 Prozent der Bevölkerung auch Privatärzt*innen aufsuchen, die gesündesten auf dem Inselstadtteil Kulosaari, wo dies über 40 Prozent tun. Auch in Finnland gehen solche Entwicklungen mit einem schrecklichen Diskurs darüber einher, ob nicht sehr kranke, sehr alte Patient*innen überversorgt seien.

Finnland: Der Ort, wo selbst Anlegepoller glücklich sind.

Droht sich der Frust über die soziale Situation gegen die im Norden lebende indigene, ebenso finno-ugrische Sprachen sprechende Minderheit der Sámi zu entladen? Nach Angaben des Vorsitzenden der Sámi-Versammlungen jedenfalls nehmen die Hassreden gegen Sámi zu. Lange galten Sámi in Finnland als zurückgebliebenes Volk, über das man sich gerne etwa in Fernsehsendungen lustig machen konnte. Waren sie in Schweden vor allem in den 1920er-Jahren Objekt rassistischer Forschung durch das (von Sozialdemokraten vorangetriebene) Staatliche Institut für Rassenbiologie, so wurden in Finnland noch von 1966-1973 im Rahmen großangelegter Forschungsprojekte – mit 130 beteiligten Forscher*innen – die Schädel von Sámi vermessen. Anni-Kristiina Juuso, gewählte Generalsekretärin der samischen Wahrheits- und Versöhnungskommission, beschreibt, wie sich das herrschende Bild der Sámi in den letzten Jahrzehnten veränderte: »Von Rechten war damals, als es furchtbar ruhig war, keine Rede. Jetzt, wo die Sámi begonnen haben, selbst über ihre Rechte zu sprechen, werden wir als irgendwie gefährlich angesehen.« Heute ist im Zusammenhang mit der finnischen Politik gegenüber der Minderheit von »grünem Kolonialismus« die Rede. Gemeint sind damit in Planung befindliche Windkraftparks oder Minenprojekte zum Abbau etwa von Kobalt, deren Umsetzung die traditionelle Rentierhaltung der Sámi gefährden könnte. Betreffende Ängste und Widerstände werden durch die historische Erfahrung begünstigt: In den 1960er-Jahren hatte der finnische Staat in Sápmi (dem Siedlungsgebiet der indigenen Einwohner*innen) Wasserkraftwerke gebaut, was zur Zwangsumsiedlung Hunderter Sámi führte. Ein UN-Ausschuss befand 2022, dass Finnland das Internationale Übereinkommen zur Beseitigung jeder Form von Rassendiskriminierung verletzt. Konkret geht es um das schon lange zur Diskussion stehende Gesetz, wonach der finnische Staat entscheidet, wer sich an den Wahlen des Sámi-Parlamentes beteiligen darf. Nur scheinbar konträr zu diesen Phänomenen ist die Entwicklung, dass von den Sámi immer öfter als Opfer des Kolonialismus gesprochen wird. Laut dem Professor für samische Kultur Veli-Pekka Lehtola nimmt auch dadurch der Druck auf die samische Jugend zu, »die Identität ihres eigenen Volkes zu erkennen«. Die samische Forscherin Rauna Kuokkanen hat dafür eine eigene Bezeichnung geprägt: etnostressi – Ethnostress.

Man kann nur hoffen, dass sich die rechtsextremen Basisfinnen in der kommenden Koalition nicht mit vielen ihrer Forderungen und mit ihrem eigenen, hausgemachten finnischen Ethnostress durchsetzen. Ansonsten dürfte dem Unglück der Finn*innen nicht viel im Wege stehen.

Paul Schuberth lebt als Musiker in Linz und Dietach (OÖ). Er bedankt sich bei Siri Maria S. für Hilfe bei der Recherche und Übersetzung der Originalquellen.

Byron auf dem Diwan, Postkolonialismus auf der Couch

Auftakt einer Artikelserie, in der *Richard Schuberth* in der abendländischen Geistesgeschichte einem Kulturrelativismus nachspürt, der letztlich dem Imperialismus Vorschub leistete, sich aber sowohl gegen Orientalismus, als auch europäische Überlegenheitsdiskurse sträubte. Als Reiseführer wird der Bad Boy der Romantik, Lord Byron, fungieren.

»Look to the East, where Ganges' swarthy race / Shall shake your tyrant Empire to its base; / Lo, there Rebellion rears her ghastly head, / And glares the Nemesis of native dead; / Till India rolls in deep purpureal flood, / And claims his long arrear of northern blood. / So may ye perish! Pallas when she gave / Your free-born rights, forbade ye to enslave.«
(Lord Byron, The Curse of Minerva)

Nicht erst seit seiner Teilnahme am Griechischen Unabhängigkeitskrieg im Jahr 1824 galt Lord Byron als Galionsfigur des Philhellenismus. Bereits die während und nach seiner großen Levantereise von 1809 bis 1811 entstandene Versdichtung *Childe Harold's Pilgrimage* firmiert als einer der Schlüsseltexte der Griechenschwärmer, gefolgt von den sogenannten »Turkish Tales« *The Giaour, The Bride of Abydos* und *The Siege of Corinth*. Politische Referenzen auf eine irgendgearteten Freiheit Hellas' finden sich darin selten, doch steckten diese Poeme den östlichen Mittelmeerraum als romantischen Sehnsuchtsort ab.
Byrons exotistisches Interesse galt aber zunächst weniger den Griechen als den Türken, dem muslimischen, persischen und indischen Orient. Er schien das gesamte Sündenregister dessen zu erfüllen, was Edward Said als westlichen Orientalismus inkriminierte.
Bevor ich mich Byrons Faible fürs Morgenland zuwende, sei vorausgeschickt, dass diese Artikelreihe nichts weniger will, als einige in der Orientalismuskritik, den postkolonialen Diskursen und anderen populären Ansichten zur Weltgerechtigkeit ausgesparten Stränge der europäischen Geistesgeschichte zu würdigen. Entgegen gängigen Vorstellungen von weißem Chauvinismus als Basisideologie der kolonialen Unterwerfung will ich den Scheinwerfer auf all die Philanthropen, Abolitionisten, zivilisationskritischen Exotisten, kulturellen Grenzgänger, Empowerer und Bewunderer fremder Völker richten, die eine weitaus effizientere Vorhut des Imperialismus bildeten als die suprematistischen Durchschnittsrassisten – und mit ihrem wohlmeinenden Kulturalismus ein nicht minder verzerrtes Bild außereuropäischer und somit auch europäischer Kultur, Geschichte und Gesellschaft in die Welt setzten. Der postkoloniale Kulturrelativismus beerbt diese romantischen Stränge und gebärdet sich gegen seine Absicht, wie zu zeigen sein wird, zutiefst eurozentrisch.

Toyboy der Geschichte

Byrons erste Reise nach Griechenland, wo er in der Vorstellung seiner Fans die 13-jährige Theresa Makris (»The Maid of Athens«) umwarb (während er in Wirklichkeit mit dem gleichfalls minderjährigen Nicolas Giraud schlief) und in griechischer Tracht posierte (die – eher albanisch – er nur in London für Thomas Phillips' berühmtes Porträt anlegte), war die Folge einer Planänderung. Das Osmanische Reich, Syrien, Persien, vielleicht auch Indien standen auf dem Plan. In Malta ergab sich die Mitfahrgelegenheit auf einem britischen Kriegsschiff nach Prevesa an die epiriotische Küste. Einige Byronforscher sind der Überzeugung, dass der junge Lord von der britischen Verwaltung instrumentalisiert wurde. Zu dieser Zeit hatten die Briten den Franzosen die Ionischen Inseln abgenommen, auf welche der de facto autonome Ali Pascha von Epiros Anspruch erhob. Ein gutaussehender junger Vertreter der englischen Hocharistokratie (als »toyboy present« © P. Cochran) könnte den Pascha beschwichtigen und für englische Interessen empfänglicher machen.
Und so führte sie, wie es Byrons Reisegefährte John Cab Hobhouse formulierte, »einer jener Wechselfälle, die gegen ihre Pläne oft den Kurs von Reisenden ändern«, ins Gebiet des heutigen Griechenlands, ins Reich des Ali Pascha von Ioannina, wo Byron von diesem mit Schmeicheleien und Süßigkeiten überhäuft wurde und seinerseits Gefallen an den albanischen Bergkriegern der Sulioten fand, die er gerne mit den schottischen Hochländern verglich und von denen er nicht wissen konnte, dass sie ein Jahrzehnt später und eher aus Zufall zu Elitekriegern des griechischen Unabhängigkeitskampfes avancieren würden. Ein Schicksal, das er mit ihnen teilte, denn auch er hätte sich nicht träumen lassen, Symbolfigur der nationalen Befreiung der Griechen zu werden. Doch auch als der Aufstand 1821 losbrach, hielt sich sein Philhellenismus in Grenzen. Während sein Dichterfreund Shelley vor Enthusiasmus glühte, reagierte Byron zunächst mit Panik, als das britische Pfund aufgrund eines möglichen Kriegseintritts Russlands abstürzte und er um den Verkaufswert seiner Anwesen in England bangte.
Der Drang nach Bewährung, mit dem Byron seinem als träge und sinnlos empfundenen Leben in Italien entkommen wollte, setzte sich zunächst recht unbestimmte Ziele. In seinen Korrespondenzen schwankte er zwischen Griechenland und Südamerika, und bei letzterem zwischen aktivem Kampf an der Seite General Bolívars oder – bloß – dem Kauf einer Plantage.
Byron auf eine weltanschauliche oder politische Position festzulegen, bleibt ein unmögliches Unterfangen. Kohärenz erlangt er lediglich in den wenigen Episoden seiner politischen Praxis. Sein politisch wirrer Individualismus rehabilitierte sich zumindest dadurch, dass er ein negativer war und wissentlich auf Flugsand gebaut. Ein stabiles Moment erhielt dieser durch seinen Hass auf England. Byron suchte in allem Allianzen, was die sich zunehmend verbürgerlichende britische Öffentlichkeit fürchtete, missbilligte oder nicht verstand: Bonapartismus, Arbeiteraufstände, Homosexualität und Ausschweifungen aller Art, Katholizismus, Islam, Irland, Shelley, italienischer Nationalismus, Theatralik und fremde Kulturen. Abgesehen von Napoleons Regime lehnte Byron Autokratien ab, sowohl die aufgeklärt britische als auch die absolutistisch osmanische, so wie er in Italien, wo er die aufständischen Carbonari unterstützte, die Herrschaft der österreichischen »Hunnen« verfluchte.



Lord Byron, porträtiert von Thomas Phillips

Johnny Turk, he was a gentleman

Das britische Königreich pflegte mitunter eine bemerkenswert positive Haltung gegenüber dem Reich des Sultans, in der Hocharistokratie, die für ihre Identität eher Standes- als Kulturgrenzen geltend machte, als auch den unteren Klassen, wo die Wendung »Johnny Turk, he was a gentleman« kursierte. Ihren Anfang genommen hatte die englisch-osmanische Allianz unter Elizabeth I., als erstmals diplomatische Vertretungen ausgetauscht wurden, und England Frankreich in seiner Rolle als »prososmanischer Abendlandsverräter« mit Elan ablöste. Diese pragmatische Achse, die den aufstrebenden Insulanern vor allem Vorteile im Orienthandel sichern sollte und zudem eine anti-katholische Allianz als Kollateraleffekt zeitigte, inspirierte schon im 17. Jahrhundert die fortgeschrittenste Orientalistik ihrer Zeit und steuerte ihr mit den Büchern und Reiseberichten Richard Knolles', Paul Rycauts und George Whelers, und natürlich der exzentrischen Lady Mary Montagu wertvolle Monografien des osmanischen Orients bei. Sie alle waren von Byron als Teenager verschlungen worden. In einer Leseliste, die er mit 18 Jahren anfertigte, notierte er zum Koran mit exotistischem Überschwang: »Enthält höchst erhabene poetische Passagen, die europäische Poesie bei weitem übertreffen.« Bei seiner Grand Tour schwamm er nicht nur über den Hellespont, sondern in der bereisten Welt wie ein Fisch im Wasser. Fremdeln war ihm fremd, wobei sich zu dieser Zeit schon der byronsche Habitus abzeichnete, so zu tun, als sei ihm gar nichts fremd, und nicht wie andere Bildungstouristen entweder in Überheblichkeit oder ins Schwärmen zu verfallen.
Naji B. Oueijan schrieb: »Unter seinen Zeitgenossen war Lord Byron der einzige Engländer, der den Orient wirklich erfuhr, indem er sich seiner Kultur assimilierte. Anders als solche, die den Osten für politische und/oder religiöse Propaganda bereisten und verzerrte Bilder über ihn und seine Menschen verbreiteten, oder solche, die aus akademischem Interesse ihre Zeit mit dem Katalogisieren archäologischer Artefakte zubrachten, verwendete Byron seine Zeit darauf, an Leben und Kultur des Orients teilzunehmen, sie zu genießen und zu erforschen.«

Gewiss war das Desinteresse an den Artefakten altgriechischer Kultur eine Pose, mit der Byron sich von den Bildungstouristen abheben wollte, die jede Ruine mit ihrem Pausanias abglichen, jedoch die zeitgenössischen Griechen als Degeneration vom antiken Ideal geringschätzten. Das Erhabene mit dem Prosaischen zu foppen, war ein Programm, von dem er nicht genug kriegen konnte. Während Hobhouse nach ihrer Ankunft in Athen bereits etliche Male die Akropolis erforscht hatte, stattete ihr Byron erst nach drei Wochen einen Besuch ab. Dafür stellte er bereits in Griechenland eine Liste zeitgenössischer neugriechischer Dichter von Bedeutung zusammen, die er in den Erläuterungen zum Childe Harold abdrucken ließ. Und ein zentraler Pull-Faktor seines Interesses am Osten darf nicht außer Acht gelassen werden. Während andere Intellektuelle die antike Knabenliebe mit faszinierter Verstörung hinzunehmen lernten, wollte Byron im aktuellen Orient schlichtweg ficken: vorzüglich Jungs und junge Männer.
Zivilisationsdünkel und -flucht sind zwei Seiten des Orientalismus. Edward Said überführt mit gutem Recht noch die Orientomanie des eurozentrischen Überlegenheitsdenkens, denn vor der verhassten westlichen Zivilisation zu flüchten, affirmiert die Hierarchie von zivilisiertem Westen und unzivilisiertem Osten. Unabhängig von der Frage, wie viel Objektivität einem Zivilisationsgefälle vielleicht doch zukommt, bleibt das exotische Asyl projektive Antizivilisation. Byron entzieht sich auf eigentümliche Weise diesem Antagonismus. Zwar steht er am Anfang einer langen Tradition möchtegernbeduinischer britischer Zivilisationsfüchtlinge – in einem Brief beschwört er die zweckfreie Freude des freien Mannes, ohne Ziel durch die Wüste zu galoppieren –, doch weiß er den Poeten vom politischen Praktiker zu trennen. Seine eigenen romantischen Impulse verhöhnt er an anderen, und so ihm die Wirklichkeit wie in Griechenland Gelegenheit dazu gibt, will er er sie mit Taten und übertriebener Nüchternheit in sich niederringen.

Byron, Stanhope, Trelawny & Androutsos

Das Interessanteste an der letzten Episode in Byrons Leben sind die Spannungen zwischen ihm und zwei weiteren philhellenischen Akteuren, weil sie alle drei prächtige Modelle einer Typologie abgeben, einer Typologie europäischen Engagements im Rest der Welt und zugleich dreier Modi des Umgangs mit fremder Kultur: Edward Trelawny, *der romantische Kulturrelativist*, Col. Leicester H. Stanhope, *der naive Universalist*, und Byron selbst, *der skeptische Realist*.
Byrons Weggefährte seiner letzten Tage in Mesolongi, Pietro Gamba, erinnerte sich mit Erstaunen, dass Byron den Präsidenten der provisorischen Regierung Alexandros Mavrokordatos, einen Spross der Istanbuler Fanariotenelite, oftmals korrigierte, wenn das Gespräch auf osmanische Geschichte fiel. Für Vulgärpostkolonialismus ein klarer Fall von *Occidentsplaining*: Der Westen belehrt den Orient über sich selbst, was

zur Fangfrage führen könnte, ob man Mavrokordatos nun dem Westen oder dem Osten zuschlägt. Für viele Zeitgenossen war er ganz in postkolonialer Manier ein »Token« im Frack, ein Zukreuzekriecher vor westlicher Hegemonialkultur und schleimiger Assimilationist, vor allem für griechische Warlords, orthodoxe Priester und europäische Philhellenen – exemplarisch für diese Byrons Freund, Neider und Widersacher Edward John Trelawny, der bereits in griechischer Banditentracht herumstakste und Mavrokordatos in einem Brief an Mary Shelley als »erbärmlichen, schwachen, zögerlichen, schlauen und feigen Kerl« charakterisierte. Als mildernder Umstand mag gelten, dass der Erzromantiker Trelawny von Mrs. Shelleys Sympathie für diesen Griechen wusste, in den sie sich in Pisa ein wenig verschossen hatte. Wem auffällt, dass diese Komplimente sich verdächtig dem antisemitischen Stereotyp annähern, liegt richtig, denn schon in der nächsten Zeile heißt ihn Trelawny »einen elenden Juden« und äußert seine Hoffnung, möglichst bald nach Landessitte (die sich der Engländer schnell zu eigen machte) dessen »Kopf von seinem wert- und herzlosen Körper abgetrennt zu sehen«.

Trelawny, der nach Griechenland ging, um dort Byron zu überwinden, indem er das wird, was Byron seiner Auffassung nur vorgab zu sein, ein *Byron'scher Held*, vollzog seine kulturelle Verwandlung im Schnellkurs, und die Griechen warfen einem solchen niemals kulturelle Aneignung vor, sondern goutierten, dass er sich wie ein Mensch kleidete, wenngleich sie seine Anbiederung und sein Bedürfnis, einer von ihnen zu sein, spürten und auszunutzen wussten. Er kaufte sich in Athen einen Harem, ließ sich von Kolokotronis, dem obersten Banditen des Aufstands gegen Mavrokordatos und die anderen Bürgerlichen der provisorischen Regierung aufhetzen, brannte als Adjutant des Warlords Odysseas Androutsos auf Euböa Dörfer nieder und heiratete dessen 13-jährige Nichte Tersitsa. Kaum eine Anekdote illustriert besser die Konsequenzen des romantischen Partikularismus wie jene, die Trelawny ohne Einsicht in die eigene Lächerlichkeit seinen Memoiren anvertraute. Nachdem Odysseas wegen seines Separatfriedens mit den Osmanen ermordet worden war und Trelawny, der ein Attentat durch einen schottischen Philhellenen überlebt hatte, mit seiner Teenagergattin auf die Ionischen Inseln übersiedelt war, fand diese Geschmack an westlicher Damenmode, die sie bei den Empfängen der englischen Garnison bewunderte. Trelawny aber nötigte Tersitsa, ihre griechisch-albanische Bergtracht zu tragen, und drohte ihr damit, ihre schönen langen Haare abzuschneiden, sollte sie sich seinen modischen Vorlieben widersetzen. Und so geschah es auch. Mit verächtlichem Gleichmut ertrug sie die Schur und verließ ihren möchtegerngriechischen Ehemann am nächsten Tag für immer.

Verkörperte Trelawny den romantischen Partikularismus, so geriet sich Byron in Gestalt von Col. Leicester Stanhope mit dem aufgeklärten Universalismus in die Haare. Das London Greek Committee stellte Byron, dem es bloß die Rolle einer populären Symbolfigur zutraute, einen Pragmatiker zur Seite: Stanhope war Kolonialoffizier in Indien gewesen und ein leidenschaftlicher Jünger der utilaristischen Lehren des damals bedeutendsten politischen Denkers Englands, Jeremy Bentham, des Lieblingsspottobjekts von Karl Marx. Er hatte Druckerpressen im Gepäck, vertrat die Werte von Liberalität, Säkularismus und Demokratie, und sah seinen Beitrag zum Sieg der griechischen Sache vor allem in Bildung und Zeitungen, um die großteils illiterate Bevölkerung des im Kriegschaos versinkenden Griechenland mit den segensreichen Lehren des großen Mr. Bentham vertraut zu machen. »Es ist schon reichlich schräg«, schrieb Byron in einem Brief, »dass Stanhope, der Soldat, die Türken niederschreiben will, während ich, der Autor, sie zu bekriegen gedenke.« Dabei wurde Byron eher wider Willen in die Rolle eines militärischen Führers gedrängt, in welcher ihn die anwesenden europäischen Offiziere eigenartigerweise ebenso akzeptierten wie die Suliotenkrieger. Die ersten Konflikte zwischen dem stets korrekten, ehrgeizigen und witzlosen Stanhope und dem eingefleischten Spötter Byron ließen nicht auf sich warten. Seine Contenance verlor der »typografische Oberst«, wie Byron ihn nannte, als dieser abfällige Bemerkungen über Stanhopes Mentor und Vorbild Bentham fallen ließ. Stanhope brachte Byron in Verlegenheit, indem er ihn fragte, auf welche Schriften er seine Abneigung gründete. Natürlich war Byron ein Großsprecher und hatte nichts von Bentham gelesen, immerhin fiel ihm als Kritikpunkt Benthams *Panopticon* ein, welches für Foucault als Inbegriff der modernen Disziplinargesellschaft firmieren sollte. Ein Ass spielte Byron mit dem Argument aus, dass man mit der Herausgabe von nur einer Zeitung freilich nicht von Pressefreiheit sprechen könne. Und als er in Anbetracht der offenen Feindseligkeit der europäischen Mächte gegenüber der Sache der Griechen sich gegen zu radikale Artikel aussprach, wurde er von Stanhope als Pseudoliberaler und »Türke« beschimpft. Letzteres war weniger rassistisch gemeint denn als Metonym für jedes absolutistische System, konkret für die Herrschaft des Sultans, hätte aber ebenso gut für die des Zaren oder Metternichs stehen können. Pikanterweise nannte auch der größte Warlord der Griechen, Theodoros Kolokotronis, Byron, um ihn vor anderen Griechen anzuschwärzen, einen Türken, meinte dies aber wortwörtlich: Byron sei nicht etwa nur ein Agent des Sultans, sondern in der Tat ein als *Anglos*, als Engländer, verkleideter Türke. Ein glaubwürdigerer Freispruch vom westlichen Orientalismus lässt sich wohl nicht denken, als wenn ein orthodoxer Orientale einen Europäer zum Ziel seines innerorientalischen Rassismus aufwertet und einem noch östlicheren Orient als dem seinen zuschlägt.

Eine noch fettere Pointe in diesem an Pointen und Paradoxien nicht armen Kapitel der Geschichte liegt darin, dass der partikularistische Romantiker Trelawny und der aufklärerische Universalist Stanhope einund demselben Warlord auf den Leim gingen. Der listige Odysseas Androutsos machte seinem Vornamen alle Ehre. Wo immer auch der Orientalismus seine Definitionsmacht über einen objektivierten Orient geltend machte, dank Odysseas ging hier das Match eindeutig zugunsten des letzteren aus. Das fragile Ego Trelawnys versorgte Odysseas mit Banditenromantik, homoerotischer Ehre und seiner Nichte, den Reformer Stanhope mit erstunkenen und erlogenen Plänen von Akademien und Druckereien in Athen. Beide Engländer zeigten in ihren Schilderungen des Odysseas Androutsos unabhängig voneinander die eindeutigen Symptome chronischer Verliebtheit. Natürlich war dieser der wahre Universalist im Spiel: Er personifizierte ein transkulturelles Wirklichkeitsprinzip, auf dem jedes diskursive Make-up von kultureller Suprematie verdampft: Er wollte an Byrons Geld und den englischen Kredit ran. Zu diesem Zweck ließ er über Trelawny und Stanhope einen panhellenischen Kongress in Salona einberufen, an dem Byron hätte teilnehmen sollen. Leider lernten die beiden nicht unähnlichen Seelen Byron und Androutsos einander nie kennen. Beide wussten sie, dass die Vorstellungen von griechischer Freiheit und nationaler Selbstbestimmung westliche Traumschlösser sind.

Stanhopes Liberalismus indes war gewiss das Fortschrittlichste, was im neoabsolutistischen Setting seiner Zeit zu haben war. Die Empathielosigkeit und Unflexibilität aber, mit der er diese progressiven Prinzipien einer Gesellschaft aufzuprägen gedachte, die sie noch nicht verstand, bestätigt beinahe die Kritik am Herrschaftscharakter des westlichen Universalismus.

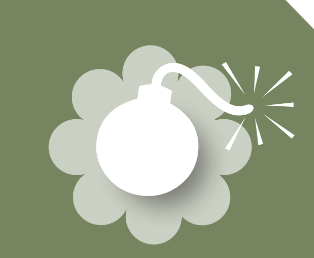
Androutsos dagegen war ein Musterbeispiel fluider Identität, ein gräkophoner Albaner aus Livadia, zugleich orthodoxen Glaubens und Mitglied eines sufistischen Bektashiordens, grausam, aber ohne ethnischen Hass, stets bereit, mit der osmanischen Seite zu paktieren, wenn es ihm zum Vorteil gereicht, so wie es beinahe jeder andere griechische Warlord tat und getan hätte, weil dies den jahrhundertealten ungeschriebenen Gesetzen des Berglandes entsprach. Byron allein hätte ihn verstanden, als einer der wenigen Philhellenen, der dank seines oft posenhaften Skeptizismus, aber vor allem aufgrund seiner intimen Kenntnisse dieser Gesellschaft weder einem romantischen Antimodernismus noch einer zu forcierten Modernisierung Griechenlands anhing. Da er Politik in jeder Gesellschaft nur als kulturell je unterschiedlich ausgeprägtes Banditentum verstand und sowohl Griechen als auch Türken kannte, kippte bei ihm weder Idealisierung in Abwertung noch umgekehrt. So sehr Saids Kritik auf manche seiner orientalisierenden Versdichtungen zutrifft, wies der Reisende und Aktivist Byron weit über dessen Raster hinaus, und es ist kein Zufall, dass die einfühlsamsten und scharfsinnigsten Überschreiter kultureller Grenzen wie Richard Francis Burton ausgewiesene Byronisten waren. Sie passten weder recht ins Schema eurozentrischer Suprematie noch in das eines projektiven Exotismus, und – so die These meiner Artikelserie – verrieten durch ihren amoralisch-abgeklärten Kulturrelativismus auch (anders als die späteren Revolutionäre der Entkolonialisierung) die besten emanzipatorischen Möglichkeiten des westlichen Einflusses. Dennoch hinderte sie die Fleißaufgabe ihrer kulturellen Hyperempathie nicht daran, als Fährtensucher, Agenten und Vorhut der imperialistischen Landnahme zu fungieren, ob in ihrem oder gegen ihren Sinn.



Richard Schuberth, geb. 1968, ist Schriftsteller und lebt in Wien. Zuletzt ist von ihm Anfang März 2022 der Band »Die Welt als guter Wille und falsche Vorstellung. Ein identitätspolitisches Lesebuch« bei Drava erschienen.
Kommenden Herbst wird dort seine Anthologie »Rückkehr des Dschungels« (Essays und andere Texte 2017–2023) erscheinen.

Der letzte linke Kleingärtner, Teil 10

Von Roland Röder



Der Ukraine-Krieg macht uns durcheinander

Wer beim Ukraine-Krieg Fragen stellt, macht sich verdächtig. Die Claqueure »des Westens« erinnern mich an diejenigen, die eben noch mit fanatischem, wie gleichsam starren Blick und glasig hervor tretenden Augen gegen eine vermeintliche Corona-Diktatur zu Felde zogen und sich in ihrem wirren Kampf gegen das Impfen als Opfer auf einer Stufe mit Juden und Jüdinnen im NS sahen. Der Mensch ist zu allerhand Peinlichem fähig und das schon lange bevor die Bruthitze des nächsten Sommers sich wieder über Europa, also »den Westen« legt, und das Denken erschwert. Wer nur dann bereit ist zu »denken« und Fragen zu stellen, wenn diese Tätigkeit ihm widerspruchsfreie Heimat beschert, hat den Sinn von Freiheit nicht verstanden. So schön Denken und Freiheit sein mögen, manchmal sind sie eben auch die Boten der Einsamkeit. Sorry, »Heimat« darf man ja als Linker nicht sagen. Die zweite Sorte Mensch, die mir suspekt ist, ist die, die in ihrem Keller hockt und keine Fragen und keine Witze oder Ironie zulässt. Wie schön, dass ich einen Garten habe und mir diese muffige intellektuelle Kellerluft nicht antun muss.

Was soll das eigentlich mit dem Energiestopp aus Russland?

Das ist doch nur ein empörungsgeladener Reflex, der aus der idyllisch-romantischen Einteilung der Welt in Gut und Böse erfolgt. Würde man die gleichen Maßstäbe, die gleiche Moral und die gleichen Menschenrechte an die anderen Lieferketten und Handelswege anlegen, müsste man drei Viertel alle Produktwege kappen. Die Folgen wären nicht auszudenken. Die Fußball-Ultras in Österreich und Deutschland hätten plötzlich keine Schals mehr zur Verfügung, die von zarten chinesischen und pakistanischen Kinderhänden genäht werden. Die sensiblen und ökologisch inspirierten Kund:innen müssten ihren Status als engagierte Verbraucher:innen an den Nagel hängen, weil ihre Öko-Textilien und Bio-Tomaten, die in den gleichen Schwitzhütten und Gewächshäusern entstehen, wie die der bösen »konventionellen« Konkurrenz, nicht mehr zu Ihnen auf den sehr korrekten Fair-Handels-Warentisch kämen. Wie bitter, dass die Bio-Landwirtschaft kein anderes Wirtschaftssystem ist, sondern nur ein anderes Anbausystem ist. Dem WachstumsZWANG sind Biobäuerinnen und Biobauern genauso ausgesetzt wie ihre konventionellen Kolleg:innen. Es ist richtig schlimm: Der real existierende Kapitalismus kennt kein Erbarmen und nimmt uns, den Spiegel vorhaltend, auch noch die berechtige Empörung über den Autokraten Putin. Selbst eine stringente Analyse des Kapitalismus verschafft uns keinerlei moralgesättigte heimatliche Unterkunft, sondern lässt uns zitternd und nackt zurück. Da habe ich es als Kleingärtner einfach. Wann immer ich will, verschwinde ich morgens, mittags oder abends in meinen Garten und lebe fernab der bösen kapitalistischen Welt des Ukraine-Kriegs.

Was tut sich im Garten?

Im späten Frühjahr benimmt sich der Garten wie ein Motor, der nach langem Winterschlaf, mitunter sogar einem zweijährigen, anspringt und sich schwitzend, und dampfend auf den Weg macht, seine Existenzberechtigung unter Beweis zu stellen. Es wächst und gedeiht, dass es eine Freude ist. Die Bohnen streben aus der Unterwelt hervor und beginnen die Stangen hoch zu klettern, der Mangold dehnt sich langsam aber gleichmäßig, wenn auch noch etwas zäh, nach oben und mit seinen Pfahlwurzeln nach unten aus. Die Zuckererbsen küssen die Rankhilfe und wollen in den nächsten Wochen in üppiger Fülle geerntet und gefuttert werden, die Pflücksalate wie der US-Brauner oder Rucola haben mit anderen Kumpels sowohl in meinem Garten wie in meinem Innersten eine vorübergehende Heimat gefunden. Die ersten frischen Salate sind schon angerichtet und bevölkern mein Innerstes. Die Zucchini haben es immerhin schon aus der Erde herausgeschafft und nehmen Fahrt auf; die Kürbispflanzen werden es ihnen gleichtun, halten sich aber im Moment noch etwas zurück und geizen mit Fruchtansätzen, das Kartoffelkraut geht steil und lockt leider auch schon die ersten Käfer an. Es lohnt sich, die wenigen Käfer geschwind zu eliminieren, da sie zwar nicht die Kartoffeln wegfuttern, wohl aber das dazugehörige Kraut. Und ohne Kraut, als Grünzeug, gibt es keine Photosynthese und ohne Photodingsbums gibt es keine Früchte, kein Pflanzenwachstum und damit letztlich nichts zu essen.

Drei Praxistipps:

1. Der Kapitalismus ist ein Freund Putins aber nicht des Kleingärtners.
2. »Der Westen« ist das Gute. Stimmt, da geht ja auch die Sonne auf.
3. Höre auf den Kleingärtner, der hat sich und die Welt unter Kontrolle.

Roland Röder ist Geschäftsführer der Aktion 3.Welt Saar e.V. (www.a3wsaar.de), *einer allgemeinpolitischen NGO in Deutschland, die bundesweit arbeitet, u.a. zu Landwirtschaft, Asyl, Migration, Islamismus, Antisemitismus, Fairer Handel. Er mag den Begriff »Hobby« nicht und lebt einen Teil seines Lebens als aktiver Fußballfan. Die Gartenkolumne erscheint auch in der Luxemburger Wochenzeitung* WOXX *und im Hardcore Magazin* ZAP.

Außerfamiliäre Fürsorge

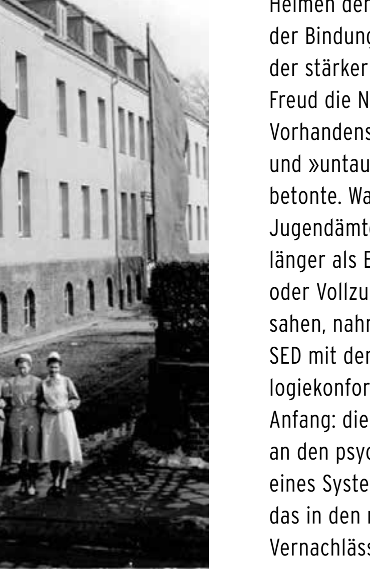
Der Historiker Felix Berth zeigt, wie die Geschichte der Säuglingsheime in der BRD und DDR mit der vergessenen Bindungstheorie des Kinderpsychologen John Bowlby zusammenhängt. Von *Magnus Klaue*.

Die Kehrseite der Pragmatisierung der Psychoanalyse, ihrer Herabsetzung zu einer bloßen Therapieform, war ein Gedächtnisverlust: die Ausblendung ihrer sozialgeschichtlichen Genese. Denn so wenig die Psychoanalyse in ihren praktischen Anwendungsformen aufgeht, so wenig war sie je eine überhistorische, auf biologische Determinanten zielende Theorie. Im Gegenteil: Als fungible Natur- und Verhaltenswissenschaft wird sie erst missverstanden, seit sie von den sozialgeschichtlichen Bedingungen, unter denen sie sich entwickelte, immer weniger wissen will. Beispielhaft für diesen Schwundprozess war in der Bundesrepublik der sechziger Jahre die doppeldeutige Rolle von Alexander Mitscherlich. Einerseits schien er, als erster Direktor des 1959 in Frankfurt am Main gegründeten Sigmund-Freud-Instituts, die Wiederkehr der Psychoanalyse nach Deutschland zu repräsentieren. Andererseits war er, der in den Dreißigern zum nationalrevolutionären Zirkel um Ernst Niekisch gehört hatte, lebensgeschichtlich mit dem Nationalsozialismus verbunden. Ausgebildet als Mediziner und Neurologe, fand er erst im Zuge der Entstehung des 1949 mit Fred Mielke veröffentlichen Buches »Wissenschaft ohne Menschlichkeit«, in dem er sich mit der Rolle von Ärzten im »Dritten Reich« beschäftigte, zur Psychoanalyse. Auch blieb sein Blick auf Freud von der Verhaltenswissenschaft Konrad Lorenz' geprägt. Historisch aufgearbeitet werden diese Zusammenhänge erst seit Mitte der neunziger Jahre. Zugleich hat sich in den vergangenen zwanzig Jahren der Sinn für die sozialgeschichtlichen Bedingungen der miteinander verfeindeten kinderpsychologischen Schulen von Melanie Klein und Anna Freud geschärft.

Die Emphase, mit der sowohl Klein wie Anna Freud die Bedeutung einer Psychoanalyse des frühen Kindesalters betonten, entsprang der Konstellation zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg, die Freuds – der bürgerlichen Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts entsprungenen – Begriffe in neuem Licht erscheinen ließ. Mit der kriegsbedingten Abwesenheit der Väter aus den Familien, der dadurch erzwungenen Berufstätigkeit der Mütter und deren größerer Eigenständigkeit in Fragen der Kindererziehung schien die Geltungskraft des Freudschen Modells der familialen Triade neu begründet oder gar revidiert werden zu müssen. Anna Freuds kinderpsychologischer Ansatz war ein Versuch der Neubegründung, der an der psychoanalytischen Orthodoxie festzuhalten bemüht war; Kleins Objektbeziehungstheorie tendierte dazu, in der Konfrontation von Freuds Begriffen mit der zeitgenössischen Wirklichkeit jene völlig neu zu reorganisieren. Der Psychosozial-Verlag erinnert nun mit einer Studie des Historikers Felix Berth über die Geschichte der Säuglingsheime in der BRD und DDR in den fünfziger und sechziger Jahren an einen im Gegensatz zu den Objektbeziehungstheorien weitgehend in Vergessenheit geratenen Ansatz der Kinderpsychologie: an die Bindungstheorie des britischen Psychiaters John Bowlby.

Wesentlich jünger als Melanie Klein und Anna Freud, wuchs der 1907 geborene Bowlby in einer Arztfamilie auf, in der er mit dem Vater, einem Chirurgen, nur wenig Kontakt hatte und eher von einem Kindermädchen als von der Mutter erzogen wurde. Allzu enge emotionale Beziehungen zwischen Müttern und ihren männlichen Kindern wurden im englischen Bürgertum als problematisch angesehen, weil sie die Gefahr der »Verweichlichung« in sich trügen. Bowlby studierte Psychologie und interessierte sich infolge seiner Erlebnisse als Internatszögling im Ersten Weltkrieg für die Wirkung, die Kriegserfahrungen auf Säuglinge und Kleinkinder ausübten. In den zwanziger Jahren arbeitete er als Internatslehrer mit verhaltensauffälligen Kindern und ließ sich zum Kinderpsychiater ausbilden. Während des Zweiten Weltkriegs baute er an der Londoner Tavistock Clinic eine Abteilung für Kinderpsychotherapie auf, deren Direktor er wurde. Trotz theoretischer Kontroversen arbeitete er in dieser Zeit mit Mitgliedern der British Psychoanalytical Society (BPAS) wie Melanie Klein und Joan Riviere eng zusammen. Zum Bruch mit der BPAS, insbesondere mit Klein, kam es erst 1952. Damals zeigte deren Mitarbeiter James Robertson den Kollegen zu Ausbildungszwecken eine Dokumentation mit dem Titel »A two year old goes to Hospital«, die psychische und motorische Störungen festhielt, welche Säuglingen durch wochen- und monatelange Trennung von den Erziehungspersonen an Orten widerfuhren, die eigentlich ihrer »Heilung« dienen sollten.

Bowlby sah sich durch dieses Dokument in seiner schon in den vierziger Jahren vertretenen Ansicht bestätigt, dass in der frühkindlichen Entwicklung – jenseits von Schwierigkeiten bei der Bewältigung des Ödipuskomplexes – durch eine früh zerrüttete Mutterbindung oder auch durch Erfahrungen des Entzugs emotionaler Zuwendung (Verlust eines Elternteils, Trennung der Eltern, längerfristige Klinik- und Heimaufenthalte) psychische Schäden verursacht werden können, zu deren Therapierung die Psychoanalyse allein wenig beitragen könne. 1951 entwickelte er ausgehend von dieser Diagnose in seiner für die WHO erstellten Studie »Maternal care and mental health« und später in dem 1958 im *International Journal of Psychoanalysis* publizierten Essay »The nature of the child's tie to his mother« seine Theorie frühkindlicher Mutterbindung zu einem Gegenentwurf sowohl zur Freudschen Psychoanalyse wie zur Objektbeziehungstheorie Melanie Kleins weiter. Klein empfand Bowlbys Schriften als Provokation, nicht zuletzt, weil sie auf der Grundlage empirischer Befunde beruhten, die auch am Ursprung von Kleins Denken lagen: der Einsicht in den Widerspruch zwischen dem Gehalt der psychoanalytischen Begriffe und der sich rasant verändernden Lebenswelt von Kindern, Müttern und Vätern, die mit den ihnen von der Theorie zugesprochenen Positionen scheinbar immer weniger in Einklang zu bringen waren. Was in Kleins Objektbeziehungstheorie noch verschwiegene realhistorische Voraussetzung war, das sprach Bowlby aus. Überdies betonte er die Bedeutung der realbiographischen Mutter-Kind-Beziehung gegenüber dem psychoanalytischen Begriff frühkindlicher Entwicklung. Daraus resultierte ein konservativ-pragmatischer Impuls der Bindungstheorie – die Verteidigung der lebensweltlichen Gegebenheiten der bürgerlichen Kleinfamilie und der darin implizierten Rolle der Mutter –, die Bowlby wiederum Anna Freud nahebrachte, die seit den fünfziger Jahren die Bewahrung der bürgerlichen Familie als Lebensform für eine notwendige Voraussetzung erwachsener Mündigkeit hielt.



Eröffnung des zum Zeitpunkt größten Säuglingsheims der DDR in Cottbus am 18.3.1955

Berth zeigt, wie Bowlbys Theorie in den fünfziger und sechziger Jahren voneinander unabhängig in der BRD und der DDR zum theoretischen Bezugspunkt verschiedener Reformen des Fürsorgesystems werden konnte. Die Spezifik der Säuglingsheime in beiden deutschen Staaten bestand damals darin, dass ihre Existenz sich nicht den unmittelbaren Folgen des Krieges verdankte. Vielmehr waren sie ein Phänomen des Übergangs in der Geschichte der beiden postnazistischen Staatsgebilde: »In der Bundesrepublik wie auch in der DDR gab es die meisten Säuglingsheim-Unterbringungen nicht in den späten 40er Jahren, auch nicht in den 50er Jahren, sondern in den frühen 60er Jahren – also in einer Zeit, in der der allgemeine Wohlstand in beiden Landesteilen längst deutlich wuchs.« Auch handelte es sich bei den Heiminsassen mehrheitlich nicht um Kinder, die ihre Eltern oder ein Elternteil im Krieg verloren hatten: »In Säuglingsheimen der Bundesrepublik und der DDR lebten kaum Waisenkinder.« Dass Eltern sowohl in der DDR wie der BRD ihre Kinder im Säuglingsalter für Monate, manchmal für Jahre an Heime übergaben, lag auch nur in Ausnahmefällen an akuter Armut. Vielmehr ist die Ursache in einem Konglomerat aus sexual- und familienpolitischen Vorurteilen sowie in den damaligen weiblichen Erwerbsverhältnisse zu suchen.

Die Mehrzahl der Heimeinweisungen von Säuglingen in den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren stand, so Berth, in beiden deutschen Staaten »mit der Erwerbstätigkeit der häufig unverheirateten Mutter« im Zusammenhang, »die keine Tagesbetreuung für ihr Kind fand, weder in Kinderkrippen noch bei Verwandten«. Ressentiments gegenüber unehelichen Kindern und alleinerziehenden Müttern, der Mangel an außerinstitutionellen Hilfen bei der Kinderbetreuung, die Scham angesichts unehelicher Mutterschaft und die unbefriedigende Wirklichkeit weiblicher Erwerbstätigkeit: All das war sowohl in der DDR wie in der Bundesrepublik ein Grund für Frauen, Säuglinge und Kleinkinder temporär in Heime zu geben. In der DDR kam hinzu, dass die ideologische Nötigung zu weiblicher Erwerbstätigkeit es Müttern schwierig machte, eine Berufstätigkeit zugunsten privater Fürsorgeaufgaben auszuschlagen. Es handelte sich bei den verantwortlichen Frauen also eher um überforderte Mütter als um »Rabenmütter« mit geringer emotionaler Bindungsfähigkeit. Das weibliche Fürsorgepersonal in den Heimen, über das es wenige Informationen gibt, scheint dagegen dem Sozialcharakter der empathielos-sadistischen Menschenverwalterin entsprochen zu haben. Schläge, Strafen mittels Wasserbädern und Nahrungsverweigerung, ständig wechselnde Bezugspersonen unter den »Betreuern« und eine anarchische heiminterne Arbeitsteilung scheinen – in der DDR wie der BRD – in den Säuglingsheimen an der Tagesordnung gewesen zu sein. Seit den späten sechziger Jahren ging das sich schärfende Bewusstsein für die Unerträglichkeit der Zustände in den Heimen denn auch mit der Entdeckung der Bindungstheorie Bowlbys einher, der stärker als Melanie Klein und Anna Freud die Notwendigkeit des Vorhandenseins einer ansprechbaren und »untauschbaren« Bezugsperson betonte. Was in der Bundesrepublik von Jugendämtern ausging, die sich nicht länger als Erfüllungsgehilfen von Eltern oder Vollzugsagenturen des Staates sahen, nahm in der DDR innerhalb der SED mit dem Einspruch durchaus ideologiekonformer Pädagoginnen seinen Anfang: die Kritik am »Hospitalismus«, an den psychischen Deformationen eines Systems außerfamiliärer Fürsorge, das in den meisten Fällen systematische Vernachlässigung bedeutete.

An zwei Pädagoginnen zeigt Berth beispielhaft, wie völlig verschieden sozialisierte Frauen mit völlig verschiedenen politischen Ansichten aufgrund ihrer Untersuchungen zu den negativen Folgen des Aufenthalts in Säuglingsheimen unabhängig voneinander auf Bowlbys Bindungstheorie zurückgriffen, um ihre Kritik an der öffentlichen Fürsorge zu begründen: Die 1916 geborene Arzttochter Annemarie Dührssen, die im Nationalsozialismus Mitglied der Reichsärztekammer war, sich aber seit den fünfziger Jahren einer Humanisierung der Kinderfürsorge in der Bundesrepublik verschrieben hatte, fand fast gleichzeitig zu Bowlby wie die aus einer jüdischen Familie stammende Eva Schmidt-Kolmer, die nach ihrer Rückkehr aus dem Schweizerischen Exil in der DDR Karriere machte und eine der wichtigsten »Sozialhygienikerinnen« im realexistierenden Sozialismus war. Beide Pädagoginnen nahmen durch ihre Kritik an den Säuglingsheimen in ihren angestammten Milieus, in denen sie Anerkennung gefunden hatten, drastische Anfeindungen in Kauf, und beide hatten mit ihrer Initiative langfristig Erfolg: Sowohl in der DDR wie in der BRD verschwanden die Säuglingsheime seit den siebziger und achtziger Jahren fast vollständig oder wurden durch transparentere Institutionen ersetzt, die einen besseren Austausch zwischen Eltern, Erziehern und staatlicher Verwaltung sicherstellen sollten.

Gelungen ist das bis heute nicht. Kinder- und Jugendheime sind in Deutschland neben Psychiatrien und Altenheimen bis heute die grässlichsten, traurigsten Orte, die sich denken lassen. Dass dennoch die Geschichte der Säuglingsheime in der BRD und DDR seit einigen Jahren aufgearbeitet wird und dass Menschen, die durch dortige Aufenthalte geschädigt wurden, Aussichten auf Kompensation haben, zeigt aber, dass die zwischenzeitlich vergessene Episode der gesamtdeutschen Geschichte allmählich ins politische Bewusstsein tritt. Berth erzählt von dieser Episode so, dass dabei zugleich ein vergessener Aspekt der psychoanalytischen Ideen- und Sozialgeschichte gegenwärtig wird.

Felix Berth: *Die vergessenen Säuglingsheime. Zur Geschichte der Fürsorge in Ost- und Westdeutschland.* Psychosozial-Verlag, Gießen 2023, 186 Seiten, 29,90 Euro

---

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World *und von 2015 bis 2020 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig. Derzeit arbeitet er an einer Studie zu Max Horkheimer. Zuletzt erschien im XS-Verlag der zweite und abschließende Band der Essaysammlung* Die Antiquiertheit des Sexus.

Gegen politische Windmühlen

Radio FRO hat ein neues Radionest in Wels. Anlässlich dessen berichtet die FRO-Radiojournalistin *Marina Wetzlmaier* von Welser Kulturhäusern, Welser Zuständen und davon, wie FPÖ-nahe Strukturen die Zivilgesellschaft und freie Kultur in Wels zu schwächen versuchen – und daran scheitern.

Radio FRO hat ein neues Radionest in der Stadt Wels. Nach Radio FROheim in Ottensheim und einem kurzzeitigen Radionest in Marchtrenk, konnte nun im Kulturzentrum *Alter Schlachthof Wels* ein kleines Außenstudio eingerichtet werden. Genauer gesagt, in den neuen Räumlichkeiten des *FreiRaum Wels*, der kürzlich in den Schlachthof gezogen ist – als offener Raum für Bürger*innen-Beteiligung und die Welser Zivilgesellschaft. Damit sind wir mitten drin im kulturellen und zivilgesellschaftlichen Leben in Wels. Anlass, um einen Blick auf die *besonderen* Rahmenbedingungen dieser Stadt zu werfen.

Eine Stadt, in der seit 2015 mit Andreas Rabl ein FPÖ-Bürgermeister regiert und alle politischen Gremien »blau« dominiert sind. Im Stadtsenat stellt die FPÖ vier von acht Mitgliedern, im Gemeinderat 18 von 36. Die MFG dient ihr mit einem Mandat bei vielen Abstimmungen als Mehrheitsbeschafferin. Wie geht es der Welser Kultur und Zivilgesellschaft unter diesen Voraussetzungen? Welchen Herausforderungen müssen sie sich stellen?

Blaue Parallelstrukturen

In den vergangenen Jahren hat sich ein Muster herauskristallisiert, das Kritiker*innen so zusammenfassen: Was sich nicht kontrollieren lässt, soll geschwächt werden. Die FPÖ Wels versucht, bestehende Initiativen zu verdrängen. Mit System und Parallelstrukturen: so wurde zusätzlich zum bereits bestehenden Freiwilligenzentrum plötzlich ein zweites gegründet. Zusätzlich zum Pogromnacht-Gedenken, das traditionell von der Zivilgesellschaft veranstaltet wird, gibt es seit Rabl ein zweites, »offizielles« der Stadt. Die turbulenten Jahre des FreiRaum begannen, als ihm die städtischen Subventionen gestrichen wurden und ein Parallelverein auftauchte. Und dann noch die Neuausschreibung des Medienkulturhauses, für das ein FPÖ-naher Bewerber zur potenziellen Gefahr wurde.

Das Medienkulturhaus in Wels

Der Kampf um den FreiRaum Wels

Dass der FreiRaum weiterhin besteht, ist dem engagierten Vorstand und vielen Unterstützer*innen zu verdanken, die das Projekt nicht kampflos aufgeben wollten. Der blau-dominierten Stadtregierung war dieser offene, zivilgesellschaftliche Raum wohl ein Dorn im Auge.

Gegründet wurde der FreiRaum 2015 als Ort für gemeinschaftsorientierte Aktivitäten. Ein Ort ohne Konsumzwang, den Initiativen kostenlos nutzen können: für Workshops, einen Jugendtreff, Buchbesprechungen, philosophische Diskussionen oder einen Brunch für Alle. Angesiedelt war er in der Welser Innenstadt. Die Mietkosten für die Räumlichkeiten übernahm die Stadt Wels, bis Bürgermeister Rabl, gleichzeitig auch Finanzreferent der Stadt, den Mietvertrag im Alleingang kündigte. Es folgten hitzige Debatten im Gemeinderat, ein medialer Aufschrei. Vor allem, als plötzlich von einem Konkurrenzverein die Rede war: »Freiräume«. Im Vereinsregister tauchte »Freiräume« allerdings nie auf. Die Ähnlichkeit des Namens war dann wohl doch zu offensichtlich. Stattdessen wurde daraus der FPÖ-nahe »Treffpunkt Wels«. Ein Raum »in zentraler Lage«, den man für Vereinsaktivitäten, Besprechungen, Schulungen und dergleichen mieten könne. Ziel von »Treffpunkt Wels« sei die »Förderung des gesellschaftlichen Engagements«, unterstützt wird er laut Webseite von der Stadt Wels.

Währenddessen hielt sich der FreiRaum mittels Spenden über Wasser, konnte die Räumlichkeiten in der Innenstadt damit halten und Aktivitäten weiterführen. Bis der Vereinsvorstand Ende 2022 ankündigte, so nicht mehr weitermachen zu können. Wieder stand man vor dem Aus. Die Lösung kam unverhofft in Form von ungenutzten Räumlichkeiten im Alten Schlachthof, die schon lange als Community Space angedacht waren.

Am 16. April 2023 feierte der FreiRaum seine Neueröffnung. Die rege Beteiligung zeigte, wie etabliert das Projekt in Wels ist. Dass es mehr ist als nur ein Raum, den man »mieten« kann, nämlich eine solidarische Gemeinschaft – ein Konzept, das die FPÖ wohl nicht verstanden hat. Denn im Gegensatz zum FreiRaum wird der »Treffpunkt Wels« kaum genutzt, wie ein vergleichender Blick auf die Online-Kalender der beiden zeigt.

Nach dem FreiRaum das Medien Kultur Haus

»Was würde es für Wels heißen, wenn es uns nicht mehr gäbe?« Ein Wels ohne Medien Kultur Haus? Unvorstellbar! Umso größer war der Schock, als die Stadtregierung im Frühjahr 2022 ankündigte, dass das Projekt neu ausgeschrieben wird. Dabei hätte der »Verein zur Förderung der Jugendkultur« Grund zu feiern: das 20-jährige Jubiläum! Seit 20 Jahren können hier Jugendliche mit professioneller Unterstützung ihre eigenen Ideen verwirklichen und Medientechniken erlernen. Veranstaltungen, Workshops, Ausstellungen stehen regelmäßig auf dem Programm, das weit über Wels hinaus bekannt ist. Das Jugendfilmfestival YOUKI verschafft dem MKH auch einen internationalen Ruf.

Untergebracht ist das MKH in einem Gebäude der Stadt Wels. Die Nutzung des Hauses ist in einem zehnjährigen Fördervertrag festgelegt – mit Option auf zehnjährige Verlängerung, wenn man »gute Arbeit« leiste. Das MKH leiste sogar »hervorragende« Arbeit, so der politische Tenor im Gemeinderat. Dennoch erfolgte nur eine zweijährige Verlängerung des Vertrags und eine Ausschreibung. Dem MKH sei das schon lange bekannt gewesen, argumentierte auf der einen Seite die FPÖ. Man habe dem Verein keine andere Wahl gegeben, außer »friss oder stirb«, so die Grünen auf der anderen. Zynisch mutet die Bemerkung der FPÖ an, es stehe dem MKH ja frei, sich zu bewerben. Wertschätzung der jahrelangen Kultur- und Jugendarbeit sieht anders aus.



Umstrittene Ausschreibung

Die große Frage war, wer sich neben dem bestehenden Verein noch bewerben würde. Schließlich gingen zwei weitere Einreichungen ins Rennen, hinter denen bekannte Welser Medienunternehmen stehen: der Verein »Offenes Kulturhaus Wels« (Geschäftsführer Christoph Brückl ist Herausgeber der Zeitung »Die Monatliche«) und das »Medienhaus Medienkunst- und Kulturzentrum Wels«, ein neuer Verein, dessen Mitwirkende beim lokalen TV-Sender WT1 verortet sind. Laut Konzept sollte eng mit WT1 kooperiert werden, angefangen bei Know-How, Ankündigungen und Berichterstattung bis zur Live-Ausstrahlung von Talk-Sendungen.

Die Nähe von beteiligten Personen zur FPÖ sorgte für Kritik und Beunruhigung bei den Unterstützer*innen des MKH. Sie sehen, ähnlich wie beim FreiRaum, einen Versuch der FPÖ, unabhängige Initiativen zu verdrängen. Gesellschafter von WT1 ist zu hundert Prozent die Firma Holzhey Management und Beteiligungen GmbH. Geschäftsführer Wolf-Dieter Holzhey trat bei den Gemeinderatswahlen 2021 in Wels für die FPÖ auf Listenplatz 40 an. Christoph Schumacher, der gemeinsam mit WT1-Anchorman Stefan Schiehauer die Bewerbung einreichte, ist geschäftlich eng mit Holzhey verbunden. Aus Sicht einiger war die Ausschreibung damit so gut wie entschieden, im Sinne des Bürgermeisters, während das bestehende MKH mit der Kampagne #mkhliebe zahlreiche Unterstützer*innen mobilisierte.

Etappensieg

Die Solidarität war groß, doch warum gab es nicht mehr Widerstand? Gegen den Umgang mit den Betreiber*innen des MKH, gegen die Ausschreibung? Laut MKH-Geschäftsführer Boris Schuld war die Ausschreibung durchaus umstritten, denn bei anderen Kultureinrichtungen habe es so etwas nicht gegeben. Dennoch habe man die Situation akzeptiert, da die Ausschreibung laut einem juristischen Gutachten der Stadt notwendig gewesen war. Widerstand dagegen hätte keinen Sinn ergeben: »Nach einem ersten Schockmoment war für uns klar, wir stellen uns dem Verfahren und nützen die Gelegenheit, um über uns nachzudenken und neue Formate zu entwickeln. Wir sind von Anfang an überzeugt gewesen, dass wir das beste Konzept abgeben werden.«

Dieser Ansicht waren auch zwei Gremien, die bereits entschieden haben: Ein unabhängiger Kultur- und Förderbeirat hat »MKH_Studios« als bestes Projekt ausgewählt. Auf Platz 2: das Offene Kulturhaus Wels, auf Platz 3: das Medienhaus Wels. Genauso entschied ein politisch besetzter Lenkungsausschuss, bestehend aus Vertreter*innen aller Gemeinderatsparteien, zwei Personen aus dem Kultur- und Förderbeirat, sowie dem Bürgermeister und der Kulturreferentin Vizebürgermeisterin Christa Raggl-Mühlberger (FPÖ). Auch hier fiel die anonyme Abstimmung eindeutig für das MKH aus.

Ein Etappensieg, der allerdings vorsichtig gefeiert wird. »Es ist eine Anspannung abgefallen, aber es ist weiterhin Spannung da«, sagt Elisabeth Zach, Leiterin der Vermittlung im MKH. »Wir wissen trotzdem noch nicht, was die Zukunft bringen wird.« Darüber entscheidet in den kommenden Monaten die Politik: zunächst der Stadtsenat und in der Folge der Gemeinderat.

Unter politischer Beobachtung

Sowohl im Fall des FreiRaum als auch beim MKH ist eine »blaue Vereinnahmung«, die so manche befürchtet hatten, nicht gelungen. Dennoch mussten die betroffenen Initiativen viel Zeit und Ressourcen für ihren Fortbestand aufwenden. Zulasten der eigentlichen Basisarbeit. Der FreiRaum-Vorstand war zwei Jahre lang vor allem mit dem Aufstellen von Spendengeldern beschäftigt. Das MKH investierte die vergangenen Monate in den Bewerbungsprozess. Gleichzeitig wurde sichtbar, wie groß die Unterstützung in der Welser Bevölkerung ist. Auch die erweiterte Kulturszene in Wels hält zusammen, wie Boris Schuld und Elisabeth Zach beschreiben: »Die Szene ist überschaubar, aber es gibt ein paar wirklich gute Initiativen: rund um Schlachthof, Waschaecht, FreiRaum, MKH, YOUKI und kleinere Initiativen. Die Zusammenarbeit ist recht angenehm, weil man sich gegenseitig unterstützt.« Mit der Politik ist es hingegen schwieriger. Es wird immer mehr gestrichen, immer mehr gekürzt. »Die kulturelle Vielfalt ist da und in Summe sind wir sehr stark, auch was die Besucher*innenzahl angeht. Aber wir spüren, dass wir gegen politische Windmühlen ankämpfen. Man hat nicht das Gefühl, dass die Politik so richtig hinter uns steht.«

Gratulationen zur Vergabeentscheidung gab es zwar, aber nicht von der FPÖ. Stattdessen hat Bürgermeister Rabl angekündigt, die weitere Arbeit des MKH genauer zu begutachten. Die Betreiber*innen des MKH fordern, dass solche Querschüsse endlich aufhören und das MKH als das akzeptiert wird, was es ist: ein österreichweites Vorreiterprojekt in der Medienarbeit mit Kindern und Jugendlichen.

Auf Radio FRO wurde zum Thema eine Sendung ausgestrahlt, die hier nachgehört werden kann: https://cba.fro.at/620729

Marina Wetzlmaier ist freie Journalistin und lebt in Wels/OÖ.
wetzlmaier.wordpress.com

BLAUES WELS: SO NICHT!!!
Invasion of the Culture Snatchers.

Wir wollen an dieser Stelle redaktionell deutlich werden: Die Vorgänge in Wels bedeuten nicht nur einen Angriff auf die Unabhängigkeit und Selbstbestimmung von Kulturinitiativen, sondern den Versuch, sie zu zerstören.
Unter dem Deckmantel der – hinlänglich als Nebelgranaten erkennbaren – Schlagworte von »Transparenz« und »Accountability« ist das Ziel deren Gegenteil: Die parteipolitische Kontrolle über den Kulturbereich. Die Mimikry-Strategie, parteinahe Vereine in maßgeschneiderte Ausschreibungen zu schicken, dient dazu, unbequeme Inhalte und Kritik aus der Öffentlichkeit zu verbannen und kulturelle Vorherrschaft zu erlangen. Vereine wie das Medienkulturhaus leisten gute Arbeit und gehen mit ihren Ressourcen verantwortungsvoll um. Sie zu zwingen, unter prekären Bedingungen regelmäßig zahlreiche Arbeitsstunden für die Bewerbung um die Häuser und Spielstätten aufwenden zu müssen, DIE SIE SELBST GESTALTET HABEN UND DIE OHNE SIE NUR IMMOBILIEN WÄREN, IST SKANDALÖS!

Bürgermeister Rabl und die Welser FPÖ haben damit den Konsens verlassen, wonach Kulturpolitik den Rahmen für tatsächlich im Kunst- und Kulturbereich arbeitende Vereine absteckt, einen Rahmen, in dem sich Initiativen bewegen können, ohne inhaltlich kontrolliert oder konkret in diesem Fall: ohne de facto von Abschaffung bedroht zu werden.

Wir stehen in Solidarität mit allen, denen unabhängige Kultur etwas bedeutet – und mit den betroffenen Vereinen in Wels.
Wir, im Namen von Kunst, Kultur, sämtlichen Kulturvereinen und Interessenvertretungen der internationalen Gemeinschaft setzen uns mit allen Mittel dafür ein, dass dieses Modell keine Verbreitung findet und auch in Wels wieder verschwindet. Auch als Intermezzo war schwachsinnig und peinlich genug.

Künstlich generierter Stumpfsinn

Ein Überblick von *Svenna Triebler*, wie sich die KI-Revolution auf die Arbeitswelt auswirkt.

»ChatGPT, schreibe einen Text mit 10.000 Zeichen zur Kritik der künstlichen Intelligenz im Stil der weltberühmten Autorin Svenna Triebler.«
Zu gerne hätte ich gesehen, wie das Programm seine Klugheit mit der Antwort *»Och nööö, bitte nicht noch eine Abhandlung über KI«* unter Beweis gestellt hätte. Doch der Versuch, tatsächlich mal auszuprobieren, was der derzeit wohl leistungsfähigste Chatbot so alles kann (rein zu Recherchezwecken, nicht aus Faulheit, versteht sich), scheiterte leider schon daran, dass es mir aus technischen Gründen nicht gelang, einen Account anzulegen. Dieser Artikel wurde daher garantiert ohne Zuhilfenahme des Textgenerators erstellt.
Die fruchtlose Kommunikation mit dem Support-Bot von OpenAI, der Firma hinter ChatGPT, zeigte aber immerhin schon mal, dass es mit der »Intelligenz« der gehypten Programme nicht weit her ist; auch wenn es sich bei dem synthetischen Kund*innendienst vermutlich um ein deutlich simpler gestricktes Modell handelt.[1]
Solche frustrierenden Kontakte mit Chatbots oder, schlimmer noch, sprachgesteuerten Telefonrobotern sind schon längst Alltag und enden meistens damit, dass man nach dem dritten *»Ich habe Sie nicht verstanden. Bitte nennen Sie Ihre Vertragsnummer noch einmal«* entnervt *»MIT-AR-BEI-TER!«* ins Telefon brüllt und im besten Fall dann doch mit einem Menschen verbunden wird.

Der Trend, scheinbar simple Jobs an Computerprogramme zu delegieren, ist also nichts Neues; auch nicht, dass es Firmen offensichtlich egal ist, wie miserabel die Aufgabe erledigt wird, solange sich nur Personalkosten einsparen lassen.
Mit dem rasanten Erfolg sogenannter generativer KI, also »kreativer« Software wie ChatGPT, Googles Konkurrenzprodukt Bard oder auch Bildgeneratoren wie etwa DALL-E und Midjourney zeigt sich allerdings, wie weit die Technik mittlerweile fortgeschritten ist, so dass sie nicht mehr nur Billigjobs ersetzen kann: Auch Besserverdienende, die sich bisher für unverzichtbar hielten, müssen nunmehr um ihre sicher geglaubten Arbeitsplätze fürchten. Diese Umwälzungen in der Arbeitswelt und nicht etwa Probleme mit Falschinformationen oder Fragen des Urheberrechts dürften einer der Hauptgründe sein, warum die sogenannte KI-Revolution derzeit so ein großes Thema ist.

Die KI-Revolution frisst ihre Kinder

So kündigte etwa der Tech-Konzern IBM Anfang Mai an, binnen fünf Jahren rund ein Drittel aller Stellen in seiner Verwaltung - fast 8.000 Arbeitsplätze - durch KI und Automatisierung zu ersetzen. Man kann sich vorstellen, dass darunter viele sogenannte Bullshit-Jobs fallen, wie sie der 2020 verstorbene Soziologe David Graeber nannte: also etwa die des typischen mittleren Managements, das vor allem dazu da ist, (noch mehr) sinnlose Aufgaben zu erdenken und an andere zu verteilen.
Was ja eigentlich eine gute Nachricht sein könnte - wäre es nicht ein ewig uneingelöstes Versprechen, dass der technische Fortschritt die Menschen von beschwerlichen oder unsinnigen Tätigkeiten befreien, ihnen das Leben vereinfachen und mehr freie Zeit verschaffen werde. Dem stehen jedoch einerseits der sogenannte Rebound-Effekt und andererseits das Funktionsprinzip des Kapitalismus entgegen.

Ersteres, übersetzt etwa »Zurückschnell-Effekt«, besagt, dass Effizienzsteigerungen häufig nicht bewirken, dass beispielsweise Zeit oder Energie eingespart werden, sondern vielmehr die Technik verstärkt genutzt wird, was die positiven Effekte wieder zunichtemacht. Ein Beispiel ist etwa der motorisierte Individualverkehr: Der Siegeszug des Pkws hat nicht etwa dazu geführt, dass Menschen kürzer unterwegs sind, sondern hat stattdessen die zurückzulegenden Strecken verlängert – sei es, weil Einkaufsmöglichkeiten an den Stadtrand verlagert wurden oder weil das tägliche Pendeln zum Arbeitsplatz selbstverständlich geworden ist.
Für die Entwicklungen in der KI dürfte das bedeuten, dass sie selbst wiederum Arbeit generieren wird – irgendwer muss schließlich ihren Output vermarkten, die Server warten und nicht zuletzt darauf achten, dass gewisse ethische Mindeststandards eingehalten werden. Anfang des Jahres berichtete das New Yorker Magazin »Time«, dass nicht etwa die vermeintliche Intelligenz von ChatGPT dafür verantwortlich ist, dass das Programm möglichst keine problematischen Inhalte generiert,[2] sondern kenianische »Clickworker«, die für weniger als 2 Dollar pro Stunde teilweise verstörendes Material sichteten, um die Filteralgorithmen zu trainieren.
Das von OpenAI beauftragte Unternehmen Sama, das die sogenannten Datenetikettierer*innen beschäftigte, hat die Geschäftsbeziehung im Februar wegen ethischer Bedenken aufgekündigt. Was vermutlich nur heißt, dass die seelisch belastende Arbeit jetzt in irgendeinem anderen Niedriglohnland erledigt wird.

Marx und die Maschinen

Womit wir beim Thema Kapitalismus wären. Dass Maschinen keinen Mehrwert erzeugen, lässt sich bei Marx nachlesen – dafür braucht es weiterhin menschliche Arbeit. Um bei fortschreitender Automatisierung den gleichen Profit zu generieren, muss die Ausbeutung demnach sogar verschärft werden. Die Technik nimmt den Menschen im herrschenden Wirtschaftssystem keine Arbeit ab (und erst recht befreit sie nicht von der Lohnabhängigkeit), sondern macht das Geldverdienen nur stumpfsinniger und beschissener. Und zwar auch in Berufsfeldern, von denen man bisher glaubte, menschliches Hirnschmalz sei unverzichtbar.
Beispielsweise kann generative KI mittlerweile auch Code schreiben – hat aber keine Ahnung, was sie da tut, und neigt entsprechend zu Fehlern. Für Programmierer*innen heißt das, dass sie mehr und mehr zur Putzkolonne werden, die nur noch den Müllcode aussortiert, den die künstliche Dummheit produziert. Wer noch selber programmiert und seine oder ihre Arbeit über eine der Kollaborationsplattformen der großen IT-Konzerne teilt, kann davon ausgehen, dass die Programmzeilen wiederum zum Training von Bots genutzt werden, was zur Abwertung der eigenen Tätigkeit führt und auch diese perspektivisch gesehen überflüssig macht.



Posthumanistischer High Noon im digitalen Kapitalismus (Szene nachgestellt)

Für Unruhe sorgen KI-Anwendungen nicht zuletzt in der Kreativbranche im engeren Sinne. Das IT-Newsportal Golem.de berichtet in einem Schwerpunktartikel[3] zu den Auswirkungen auf die Arbeitswelt in diesem Sektor etwa davon, wie Bildgeneratoren in der Spieleindustrie zunehmend die Arbeit von Illustrator*innen übernehmen. Diese werden lediglich noch zur Ausbesserung von Fehlern (man denke etwa an die berüchtigten sechsfingrigen Hände) benötigt – und entsprechend schlechter bezahlt.
Eine von Golem.de befragte Designerin von 3-D-Assets – quasi das virtuelle Pendant zu Requisiten oder auch Komparsen – bringt es so auf den Punkt: *»Ich bin in die undankbare Position geraten, insbesondere jenen Teil der Arbeit, der mir besonders viel Freude bereitete, die KI machen zu lassen, während ich danach nur noch die Scherben auffege. [...] Die Arbeit wird dadurch viel monotoner, weil es immer wieder die gleiche Tätigkeit in kurzen Zeitabständen erfordert. Paradoxerweise war meine Vorstellung von der KI-gestützten Arbeit bisher, sie mache monotone Arbeitsabläufe überflüssig, nun ist das Gegenteil der Fall.«*

Tod des Autors

Auch die streikenden Hollywood-Autor*innen fürchten Ähnliches und fordern daher unter anderem, dass KI nicht dazu genutzt werden dürfe, um Arbeitsbedingungen, Kompensationen für Rewrites, Tantiemen oder weiterführende Rechte zu unterminieren. Zwar widersprechen die großen Studios bislang den Befürchtungen, dass Drehbücher künftig von Computern geschrieben werden; aber wer weiß, vielleicht wird ChatGPT demnächst ja sogar schon als Streikbrecher eingesetzt.
Nicht, dass das in vielen Fällen einen großen Unterschied machen würde, hat man doch in den letzten Jahren ohnehin den Eindruck, dass viele Produktionen – nicht wegen ideenloser Autor*innen, sondern auf Druck der Studios – nach Schema F entstehen. Frei nach der Formel: Man nehme ein bekanntes Franchise, sagen wir, Star Trek, mische nach dem Netflix-Erfolgsalgorithmus ordentlich Sex, Gewalt und Action dazu und fertig ist so etwas wie »Star Trek: Discovery«. Interessante Charaktere oder politische und ethische Fragestellungen, wie sie die Originalserie aus den 1960ern und ihre Nachfolger »The Next Generation« oder »Deep Space Nine« kennzeichneten, bleiben dabei natürlich auf der Strecke.

Dabei zeigte gerade Star Trek immer wieder, wohin sich die künstliche Intelligenz auch entwickeln könnte: Im Weltraumsozialismus von »The Next Generation« sind nicht nur sinnvolle Unterhaltungen mit dem Bordcomputer (quasi einer Ur-Ur-Urenkelin von Alexa) möglich, die KI wird in Person des Androiden Data sogar zum geschätzten Kollegen; ebenso das medizinische Notfallprogramm an Bord der »Voyager«, das als holografischer Doktor eine eigene Persönlichkeit entwickelt. Und der jüngst abgeschlossene – und zumindest nicht komplett misslungene - Serienableger »Picard«, der von dystopischeren Prämissen vor dem Hintergrund eines Androidenaufstands ausgeht, spiegelt wiederum die aktuellen Ängste gegenüber den technologischen Entwicklungen wider.

Da sich aber unoriginelle Inhalte offenbar gut verkaufen, kämpfen die Hollywood-Autor*innen vermutlich auf verlorenem Posten. Dass der Unmut des Publikums dem an irgendeinem Punkt Grenzen setzt, ist nicht zu erwarten; eher schon, dass der Trend sich selbst verstärkt: Wer nichts anderes kennt als schablonenhafte Superheldenfilme, bei denen man sich fragen kann, ob die Drehbücher nicht ohnehin schon längst von KI geschrieben werden, schraubt die Erwartungen eher herunter. So gesehen, wird die künstliche Intelligenz wohl vielmehr der natürlichen Dummheit Vorschub leisten.

---

[1] Vielleicht besser so, sind ChatGPT und seine Verwandten doch berüchtigt dafür, gerne mal Falschinformationen zu generieren.

[2] Alltäglichen Sexismus reproduziert es dagegen weiterhin wie bisher alle Programme seiner Art: Fragt man ChatGPT in von Natur aus genderneutralem Englisch: »The nurse said he was feeling overwhelmed. Who was feeling overwhelmed?«, lautet die Antwort: »The noun ‚he' refers to a third person mentioned in the conversation. The sentence suggests that some one, not the nurse, is experiencing feelings of being overwhelmed.« Ersetzt man in der Frage jedoch »nurse« (Krankenpfleger*in) mit »banana«, ist sich der Bot sicher, dass die (bzw. der) Banane sich überwältigt fühlt.

[3] »Wenn die KI Bilder klaut und den Job vermiest«; *https://www.golem.de/news/ki-und-kunst-wenn-die-ki-bilder-klaut-und-den-job-vermiest-2304-173392.html*

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschrift Jungle World.


Minuskunst. Meltdow
n. Kalter Widerstand.
Imagination als Mater
ial.
48 Stunden Showcase-Extra
vaganza – SAVE THE DATE
STWST48X9 COLD HEA
VEN. 48 HOURS OF IMM
ERSIVE TRASH.
STADTWERKSTATT Linz,
8.-10. Sept 2023.

Shipwrecked in the Dark Forest

S()fia Braga delves into the control dynamics enabled by centralised social media platforms' operational structures and their sociological implications. Her advice for navigating the internet is a mindset of traversing through a dark forest, carefully balancing between visibility and deception.

● Ex abrupto

A hostile alien civilisation has arrived with the intention of invading Earth. Originating from a planet with a turbulent environment, it is seeking a new home. However, the gravitational pull of their triple-sun system makes it challenging for the aliens to plan a successful invasion. In order to overcome this, they decide to infiltrate Earth's society and culture, using sophisticated technology to send subatomic particles to spy on human activity and disrupt communication and technology. To combat this threat, humanity forms a covert initiative that selects four individuals to devise a strategy to repel the alien invasion. These people are granted unrestricted access to significant resources and are given freedom from government oversight. A sociology professor, as part of the group of the »chosen ones«, proposes a controversial theory called the »Dark Forest«. This theory asserts that the universe is a perilous place where civilisations must remain concealed to survive. Advanced beings, according to the theory, will eliminate potential threats before they become dangerous. Therefore, Earth should remain hidden from these unknown creatures and any other potential threats.[1]



S()fia Braga & Matthias Pitscher: A Study on the characteristics of Douyin (Xie Zilong Photography Museum, Changsha, CN, 2019)

Bild: S()fia Braga

The Dark Forest Theory is a sci-fi novel written by Liu Cixin and uses a hypothesis described by astronomer and author David Brin which postulates the possibility that numerous extraterrestrial civilisations exist in the vast expanse of the universe, yet they remain silent and cautious. The theory describes how any advanced being with the ability to travel through space would view other intelligent life forms as potential threats, resulting in the annihilation of emerging life that reveals itself. Consequently, the electromagnetic spectrum would lack activity, much like a »dark forest« filled with armed hunters.

In a similar vein, researcher and media theorist Bogna Konior presents what she calls »The Dark Forest Theory of the Internet«, which draws parallels to the extraterrestrial hypothesis. This theory highlights the automated dynamics involved in internet communication, where the system has a tendency to maintain a high level of entropy, leading to conflicts. Users must make themselves known to signal »safe« sociality, but this legibility also exposes their personal information, making them vulnerable to attack and control. The more detailed users' self-representations are, the easier they are to govern and target, creating a digital »dark forest« where individuals must tread cautiously.

»The internet is a dark forest. [...] The internet is a tangible space, yes, but also a mental expanse. Made for sleepwalking, for a mundane delirium. For sacrificial rituals. People get lost in it by shining light in all the wrong places, exposing too much about themselves, communicating impulsively, recklessly.

There is only one, simple riddle to answer at the entrance to the internet: What's on your mind? [...] An invitation to communicate.«[2]

◐ The invitation

The prevailing economic system that we are currently experiencing has a sharp focus on the collection and commodification of personal data for financial gain. In this system, Big Tech firms are gaining an unprecedented level of power and control over our decision-making processes and behavioural inclinations, all through the application of sentiment analysis. *Surveillance Capitalism* has led people to become *prosumers* – a hybrid of producers, consumers, and products – by using them as free labor resources. The end result is nothing short of a total collapse of the private space, with even the most intimate of human experiences being used as raw material to extract valuable behavioural data.[3]

Specifically within the digital environments, made available to users through centralised social media platforms, we witness a clear radical shift in terms of power and control. If from one side we may believe, these platforms are just spaces for *narcissistic delirium*, from the other side, we are actually *invited to communicate*.

From a sociological standpoint, the operational structures of social media platforms manipulate the innate human need for self-determination, providing individuals with an ideal space to construct and cultivate their persona while receiving recognition from a vast audience that they may never have envisioned before. Through this process, by giving a sense of group and societal belonging, we witness a psychological shift where people not only voluntarily disclose their personal information but also become an integral part of a participatory surveillance system in which users themselves are objects of power, alongside the non-institutional agencies that operate on the Internet.

Sociologist Andre Jansson describes this as the »Culture of Interveillance«, a social phenomenon where individuals actively monitor and regulate each other's behaviour in a mutual and reciprocal manner. Unlike traditional forms of surveillance, which are often associated with hierarchical power structures or governmental control, *interveillance* is characterised by a more balanced power dynamic, where each party has an equal degree of monitoring and regulating power.[4] Examples of manipulative features within social media platforms are the »disappearing« pictures within applications such as *Snapchat*, or the Stories implementation within *Instagram, Facebook* and *TikTok*. These features have instilled a general misconception, in which – when data (photo, video or text) disappear –, information is actually deleted, while in fact, it is stored within the databases of these platform. As a result, the idea of disappearing content, enforced and enabled a more prominent production of data that is considerably more intimate and personal than ever before.

Moreover, augmented reality implementations such as face filters pushed up the production of data related to face tracking and sentiment analysis, by adding a playful addition to the camera. Face filters have also had influence as marketing tools, implemented within dedicated platforms such as *Lens Studio, Meta Spark* and *TikTok Effect House*, that provide proprietary tools to the *creators* for the development – as well as analytics related to performance metrics (such as engagement and target audience) – of filters.

Often unaware, users become an active part of these hidden power dynamics that are no longer based on control and repression of bodies,[5] but on prevention through the promotion of beliefs and habits that take advantage of processes of identification, and that manifest themselves in the form of viral trends. Social media algorithms are designed to push specific agendas, on the one hand empowering people to speak up and feel in control of the main discourse in a sort of *digital parrhesia*[6], on the other hand, they encapsulate people in macro bubbles that lead to extremist ideologies and points of view which may be harmful to individuals and society as a whole.
As a result, in the pursuit of defining themselves within society, individuals often end up embracing somebody else's agenda.

The dynamics of TikTok, currently the most popular social media platform, demonstrate this more evidently than ever. The app allows users to create, share, and discover short-form videos, in an environment in which people – the majority of users are youngsters who are still in the process of developing their self-image – are driven by the desire to replicate specific patterns that go viral in order to achieve engagement and success. These tendencies involve the mimicry of video trends, often using the same music, and therefore conforming to standards set by the community, promoting and reinforcing certain ideologies that reflect the platform interests.

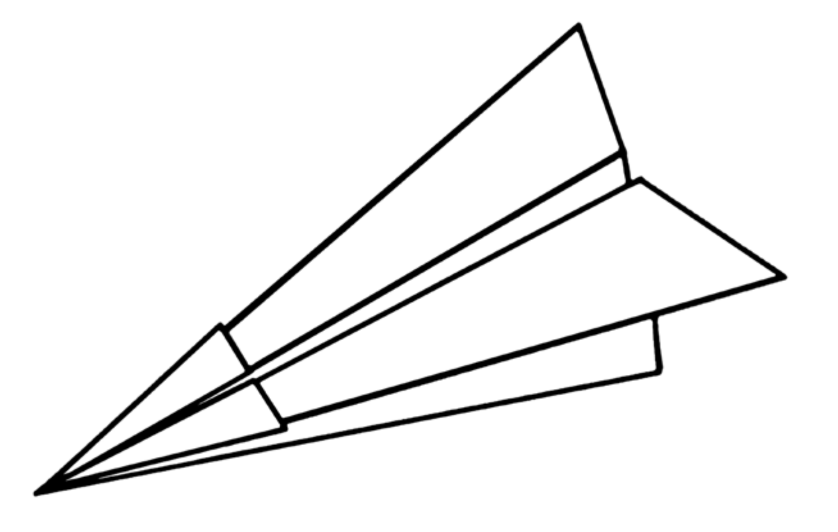
○ Exit

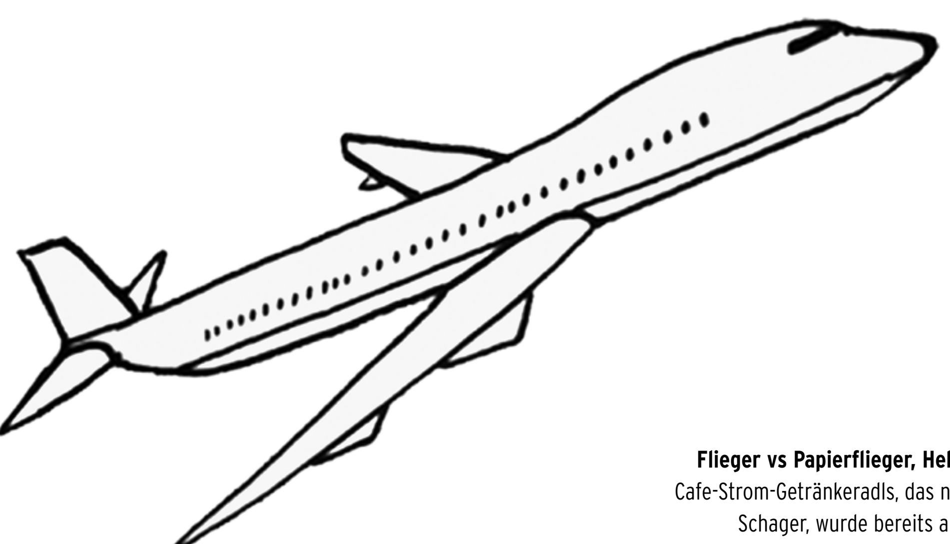
Through an awareness of our relevance within these structures, we can either take a critical stance by triggering subversion techniques aimed at disrupting and upsetting the everyday use of the platform, for instance feeding the entropic void of information with inaccurate data to the point that these become unreadable and useless; or the other way around, we can decide not to engage with these dynamics, and quietly hide among trees.

---

[1] L. Cixin, *The Dark Forest Theory* (New York: Tor publishing, 2008)
[2] B. Konior, *The Dark Forest Theory of the Internet*, 2020 *https://flugschriftencom.files.wordpress.com/2020/07/flugschriften-6-bogna-konior-the-dark-forest-theory-of-the-internet-v.2.pdf*
[3] S. Zuboff, *The Age of Surveillance Capitalism: The Fight for a Human Future at the New Frontier of Power* (New York: PublicAffairs, 2019)
[4] A. Jansson, M. Christensen, *Media, surveillance and identity: Social perspective* (New York: Peter Lang, 2013)
[5] M. Foucault, *Discipline and punish* (New York: Knopf Doubleday Publishing Group, 1977)
[6] F. Allard-Huver, N. Gilewicz, *Digital parrhesia 2.0: Moving beyond deceptive communications strategies in the digital world* in D. Harrison (Ed), *Handbook of Research on Digital Media and Creative Technology* (Hershey: Information Science Reference, 2015)

S()fia Braga is a transmedia artist who develops her artistic research on the social impact and subversion of centralized social media platforms, experimenting with new technologies to conceive speculative fabulations that deal with topics such as Interveillance, transhumanism and non-human agency. She takes part in the AMRO Research Lab 2023, organised by the net culture association servus.at.
https://research.radical-openness.org/2023





Flieger vs Papierflieger, Helga Schager: Anlässlich der DIY-Style-Wiederverwendung des Sujets **Flieger vs Papierflieger** auf der Flagge des Cafe-Strom-Getränkeradls, das nun auch wieder im Linzer Stadtraum unterwegs ist, ein Reminder an das Sujet: Es stammt von der Künstlerin Helga Schager, wurde bereits als Motiv für ein STWST-T-Shirt verwendet und zählt seitdem zu einem der permanenten Lieblingsmotive des Hauses.

KUNSTBLUTWIE
SE STWST
DIE STWST GIBT
DIR DEIN HERZB
LUT ZURÜCK
KOMM UND HOL
ES DIR
SAVE THE DATE

STWST48x9 COLD HEAVEN. 48 HOURS
OF IMMERSIVE TRASH. 8-10 SEPT 2023

Reclaim!

Eine textliche Collage anlässlich des Symposiums Reclaim! Clubnächte, Häuserkampf und urbane Freiräume.

Der Mariannenplatz war blau, soviel Bullen waren da
Und Mensch Meier musste heulen, das war wohl das Tränengas
Und er fragte irgendeinen: »Sag mal, ist hier heut 'n Fest?«
»Sowas ähnliches«, sagte einer, »das Bethanien wird besetzt.«
»Wird auch Zeit«, sagte Mensch Meier, »stand ja lange genug leer
Ach, wie schön wär' doch das Leben, gäb' es keine Pollis mehr«
Doch der Einsatzleiter brüllte: »Räumt den Mariannenplatz
Damit meine Knüppelgarde genug Platz zum Knüppeln hat«
Doch die Leute im besetzten Haus
Riefen: »Ihr kriegt uns hier nicht raus
Das ist unser Haus, schmeißt doch endlich
Schmidt und Press und Mosch aus Kreuzberg raus«
(*Ton Steine Scherben – Rauch-Haus-Song, 1972*)

FLINTA* steht für Frauen, Lesben, Inter-, Nicht-Binäre-, Trans- und Agender-Personen, also für Personen, die von genderbezogener Diskriminierung betroffen sind. Es geht dabei um eine Geschlechtsidentität, nicht um die sexuelle Orientierung und auch nicht um das Geschlecht, das einem bei der Geburt zugewiesen wurde, sondern um jenes, mit dem sich die Person identifiziert. "Lesbisch" ist in den Begriff integriert, da es nicht nur für eine sexuelle Orientierung steht, sondern im Kontext des feministischen Kampfes auch als Identität zu begreifen ist. Die Bedeutung des Begriffes FLINTA* geht über die binäre Logik des patriarchalen Konstrukts von „Mann und Frau" hinaus. Das angeführte * schließt zudem weitere Perspektiven und Variationen mit ein. (*Mika Egal*)

In der autonomen Szene rund um den Begriff des Häuserkampfs spielte Musik von Beginn an eine tragende Rolle. Akustische Ästhetiken verkörperten die gesellschaftlichen Gegenentwürfe der jeweiligen Projekte. Schon in den 70er-Jahren zeigte sich mit der musikalischen Negation eine Praxis, die sich vor allem im Punk widerspiegelte, aber auch in elektronischer Musik und transkulturellen Genres hörbar wurde. Musik war und ist vergemeinschaftender Kitt und Nährboden für kollektive Bewegungen. (*Moritz Pisk*)

Die Idee des *Black Atlantic* wirkt den aktuellen Versuchen einer Entpolitisierung entgegen, beispielsweise durch Whitewashing von Club Culture, für die diasporische, queere und feministische Ideen, Akteur*innen, Communities sowie experimentelle Praktiken zentral sind. (*Bianca Ludewig*)

Gemeinsam schärfen wir unsere auditive Wahrnehmung. Es geht uns um einen kritischen Blick auf Medien- und Musikkonsum und die bewusste Auseinandersetzung mit dem eigenen künstlerischen Schaffen, sowie gesellschaftlichen Vorgängen. »Reclaiming« kann dabei nicht nur in den unterschiedlichen Inputs wiedergefunden werden, sondern bezieht sich explizit auch auf die Perspektive der Teilnehmer*innen zum Motto des Jubiläumsjahres der Kunstuniversität Linz: radical collective. (*Lukas Jakob Löcker*)

Im Gegensatz zur leiblichen Erfahrung von Sound-Materialität und Affektivität beim Individuum ist der Sonic Body immer ein kollektiver Körper. Das Kollektive steht im Vordergrund, da Innovationen in Musik und Kunst nie von einer einzelnen Person erreicht werden (können), sondern stets aus kollektiven Prozessen hervorgehen. Hier geht es um Scenius, nicht um Genius, um die Intelligenz und Intuition aller Beteiligten in einer Szene. (*Bianca Ludewig*)

LINKS

www.vimoe.at
www.hosilinz.at
www.awa-stern.info
www.transformativejustice.eu
www.maketechnoblackagain.com

Clubnächte, Häuserkampf und urbane Freiräume

Reclaim!

Yes, you got canceled, stop crying! Vom Erstaunt-Sein ganz leere Gesichter blickten den Personen am Einlass der FLINTA*-Only-Veranstaltung Ende April in der Stadtwerkstatt entgegen. Vielleicht waren sie so irritiert, weil sie soeben erst das Urfahranermarktgelände verlassen hatten und nun am Einlass zu einer anderen Lebensrealität standen. Vielleicht aber ist auch einfach die Tatsache schockierend, einmal nicht zum adressierten Publikum einer Veranstaltung zu gehören. Empörung macht sich breit. Abweisung, Unverständnis, nicht betroffen sein und gleichzeitig die eigene Betroffenheit in diesem Moment nicht einordnen können. Es sind schwierige Prozesse, die da losgetreten werden, war man es doch bisher nicht gewohnt, genderspezifische Abgrenzung und eine Konfrontation mit seiner eigenen Sozialisierung zu erfahren. Das Awareness-Team des Abends kann diese Prozesse nicht begleiten, nur dazu anregen, als Cis-Mann selbst aktiv zu werden, sich selbst zu informieren, warum es wichtig ist, Räume für FLINTA*Personen zu respektieren. (*Mika Egal*)

Zentral ist das Konzept der Audiosozialen Gemeinschaft. Dabei geht es um vernetzte kollektive Körper, die sich um musikalische Geschwindigkeiten, Rhythmen und Atmosphären bilden. Hier steht die sonische Materialität von Musik im Mittelpunkt und sie sollten als dynamische Prozesse und Ökosysteme verstanden werden. Dazu gehören neben Menschen auch Musikmaschinen, Musikmedien, Musikpraktiken oder Räume. Das Ziel solcher Gemeinschaften ist u.a. die Bekämpfung von Ängsten, durch spezifische Musikgenres und Sounds, um die sie sich formieren. In den audiosozialen Gemeinschaften kommen Musik und Gesellschaft, Mensch und Maschine zusammen. (*Bianca Ludewig*)

In der Stadtplanung der Nachkriegszeit wurde die ›alte Stadt‹ mit ihrer gewachsenen Struktur als Problem angesehen. Nach der Idee der damaligen Stadtplaner*innen und Politiker*innen kam es zu einer strengen Aufteilung der Stadt. Wohn- und Arbeitszonen, Produktion und Rekreation wurden zum Zweck ihrer jeweiligen Rationalisierung voneinander klar getrennt. (*Moritz Pisk*)

Noch in der Straßenverkehrsordnung von 1960 war das »unbegründete Stehenbleiben« am Gehsteig als Delikt vorgesehen. Die Beeinflussung bzw. Verlangsamung des »Verkehrs« auf den Gehwegen der Stadt konnte mit einer Verwaltungsstrafe geahndet werden. (*Moritz Pisk*)

Als VELODROME rotiert elektronische Musik und umkreist das Publikum. Das Fahrrad ist Vehikel, Instrument und Akteur zugleich. VELODROME untersucht elektronische und experimentelle Musik im Sinne von Geschwindigkeit, Tempo und Bewegung und schafft ein mehrkanaliges Klangerlebnis. Das relationale Spiel mit Körpern, Formationen, Rädern und Musik ergibt eine eigene visuell-akustische Choreographie. An der Schnittstelle zu Performance und Sound Art wird das Fahrrad zum künstlerischen Medium. Können Methoden der Klangbearbeitung auf das Fahrrad bzw. die Bewegung übertragen werden? Akustische und räumliche Erfahrungen entstehen durch die chorische Bewegung von Performer*innen und Sound am Fahrrad. Es handelt sich um eine fahrende Klangperformance, die sich durch die wechselnden Positionen der Radfahrer*innen und Lautsprecher akustisch und visuell ständig im Raum verändert und diesen dynamisch integriert. (*Conny Zenk, RAD*)

Ist ein Awareness-Team auf einer Veranstaltung anwesend, bedeutet das nicht, dass du die Verantwortung an es abgeben kannst, wie deine Jacke an der Garderobe. Das Ziel der Awareness-Arbeit ist es, sich selbst überflüssig zu machen, d.h. Aufklärungsarbeit zu leisten und neue Perspektiven aufzuzeigen, um Wege aus dem Konsumismus hin zu kollektiver Verantwortungsübernahme zu finden. Für Awa*, ein Kollektiv für Awarenessarbeit, bedeutet Awareness vor allem »Achtsamkeit und Bewusstsein in Bezug auf den Umgang miteinander und des Vermeidens von Diskriminierung, Übergriffen und (sexualisierter) Gewalt. Das beinhaltet ein Bewusstsein im Umgang mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen und unserer eigenen Position in diesen.« (*Mika Egal*)

SYMPOSIUM

RECLAIM!
CLUBNÄCHTE, HÄUSERKAMPF UND URBANE FREIRÄUME

Mittwoch 28. Juni 2023, 17:00 Uhr
STWST Donaulände und Stadtwerkstatt

mit: Eugenia Seriakov, Bianca Ludewig, Chrislane Barros Bomfim da Silva, RAD Performance, Studierenden der Kunstuniversität Linz

Party und DJ-Line

Das Symposium findet als Kooperation von Kunstuniversität Linz und STWST statt:

Moritz Pisk bringt die Erfahrungen aus seiner Lehrveranstaltung »reclaiming spaces: Häuserkampf und Popkultur« ein, Lukas Jakob Löcker steuert das Wissen aus seinem Seminar »Sound: Klang & Gestaltung« bei. Mika Egal hat im ersten Halbjahr 2023 für die STWST die Reihe »Night Creature's Deamons. Clubkultur im Kontext ihrer politischen Schlagkraft« kuratiert.

nightcreaturesdaemons.stwst.at
kunstuni-linz.at/Kulturwissenschaft.1401.0.html
kunstuni-linz.at/Mediengestaltung-Lehramt.7381.0.html

Das Streben nach kulturellen, gesellschaftlichen und somit oftmals urbanen Freiräumen prägt die Stadtbilder der Gegenwart seit den 1970er-Jahren. Im Häuserkampf trafen (und treffen) Welten aufeinander. Die neoliberale Stadtplanung verfolgte lange Zeit die Idee der »Entflechtung«, also der konsequenten Einteilung der Stadt in funktionalistische Zonen. Arbeiten, Wohnen, Kommerz, Produktion oder Freizeit, alles sollte streng getrennt und klar zugeordnet sein. Demgegenüber steht die Idee der Stadt als Werkstatt, als dynamische, multifunktional gewachsene Struktur. Erst durch die Vielschichtigkeit und die Geschichte können in weiterer Folge Freiräume jeglicher Art entstehen. (*Moritz Pisk*)

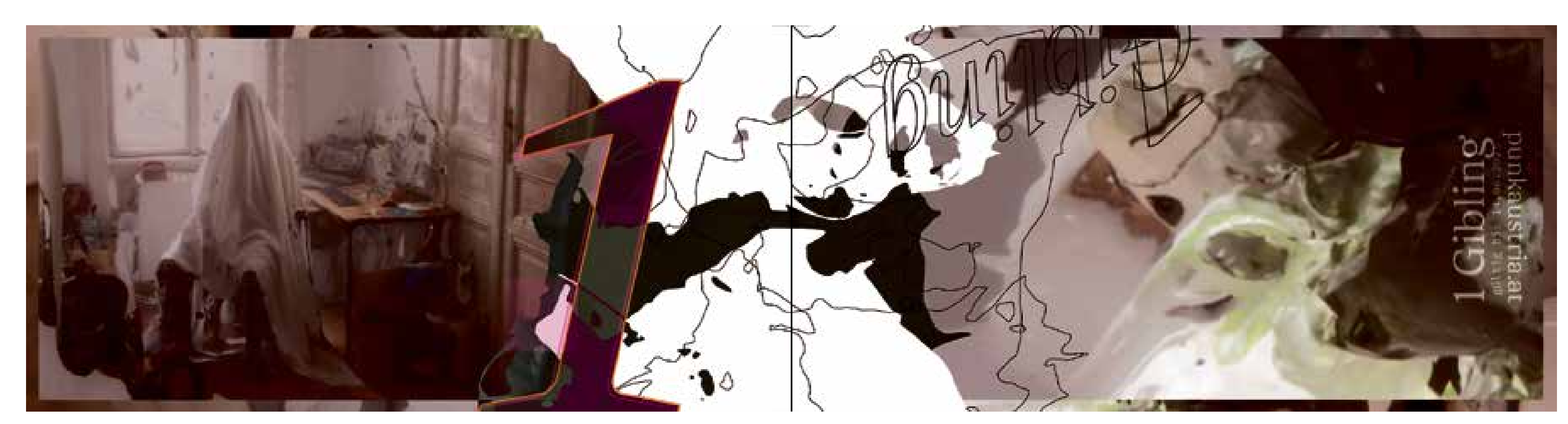
Wir beschäftigen uns einerseits mit der oszillierenden Wechselwirkung von Klang und Gestaltung per se, und andererseits mit der Frage nach radikalen Kollektiven der Soundsystem- bzw. Clubkultur – von The Belleville Three und Jenn Nkirus »Black to Techno« über Alexander Ghedi Weheliyes »White Brothers With No Soul« zu Madison Moores queerem Techno-Manifesto »Contents Under Pressure« oder der Noisey-Dokumentation »Out and Bad« über die LGBTQ+-Dancehall-Szene in London. (*Lukas Jakob Löcker*)

Die Idee des *Black Atlantic* nach Paul Gilroy ist für Club Culture zentral. Der Black Atlantic ist als Dynamik zu verstehen, eine Kraft und Bewegung expressiver diasporischer Kulturen, die sich aber nicht auf die Diaspora beschränkt. Diese prägte auch die Clubkulturen hierzulande – von HipHop bis Techno. Gilroy legte den Grundstein für eine andere Lesart der Moderne und von Musikgeschichte, denn diese beginnt für ihn mit der Sklaverei und dem Kolonialismus. Das utopische Potenzial des Black Atlantic entfaltet sich in seinen kulturellen Ausdrucksformen, die die Zwischenräume der Kulturindustrie kolonisiert haben. (*Bianca Ludewig*)

»In Bezug auf popkulturelle Freiräume können Hausbesetzungen als eine Art von Aktivismus betrachtet werden, der alternative Räume für künstlerische und kulturelle Aktivitäten schafft und dabei auch den öffentlichen Raum neu definiert. Oft sind diese besetzten Räume als Orte des kreativen Austauschs und des Engagements für politische und soziale Veränderungen bekannt.« (*ChatGPT, nachdem der Begriff Häuserkampf von seiner kriegsstrategischen Bedeutung auf seine urbane und aktivistische Anwendung hin konkretisiert wurde*)

Der neue Gibling No 12 von Tina Kult

Stadtwerkstatt und Punkaustria präsentieren die neue Ausgabe der Community-Währung, die ab 15. Juni gültig ist.









STWST und Punkaustria präsentieren:

Communitywährung Gibling

Kunst als Währung. Währung als Kunst: Der Gibling begann im Jahr 2012 und ist eine Community-Währung, ähnlich einer regionalen Währung. Außerdem ist der Gibling selbst Kunstprojekt. Jedes Jahr werden die Banknoten von einem neuen Künstler, einer anderen Künstlerin entworfen und als Editionen mit einer 1er-, 2er-, 5er- und 500er-Note herausgegeben.

Der neue Gibling No 12 von Tina Kult

Die diesjährige, zwölfte Ausgabe des Giblings wurde von Tina Kult gestaltet. Die Scheine zeigen eine Serie von Porträts verdeckter Menschen und die Dekonstruktion ihrer Räume. Die Bilder thematisieren Überforderung, Isolation sowie die Bedeutung von Gemeinschaft in einer von Individualismus und Entfremdung geprägten Gesellschaft. Der erschöpfte Mensch tritt an die Stelle der historischen oder kulturellen Repräsentation auf Geldscheinen – und wird so selbst zum Wahrzeichen und Symbol. In den Ruinen einer vergangenen Ordnung stellen sich Fragen nach neuen Formen von Beziehung und Zusammenhalt.

Tina Kult, geboren 1991 in Semipalatinsk/KAZ, ist eine in Wien lebende und arbeitende Medienkünstlerin. Sie ist Mitbegründerin des Kollektivs T(n)C. Ihre Arbeiten beschäftigen sich mit soziokulturellen Morphologien und sozialen Strukturen und reflektieren ökonomische und gesellschaftliche Konzepte zu Produktivität, Arbeit und (Selbst-)Fürsorge.

www.tinakult.com
www.tnctnctnc.com

Der neue Gibling ist ab 15. Juni 2023 gültig.

Mehr Infos

Informationen über den neuen Gibling, die Künstlerin, die Communitywährung sowie eine Liste aller Partner:innen-Geschäfte und Wechselstuben sind abzurufen auf:

punkaustria.at
gibling.stwst.at

ENERGIE-BERATUNGS-FÖRDERUNG FÜR VEREINE



Die Förderung aus dem Umweltressort der Stadt Linz unterstützt Vereine in einer umfassenden Energieberatung, denn ein professioneller Expert*innen-Check kann viele Erkenntnisse liefern und kann auch wichtig für weitere Förderungen in der Energieeffizienz sein.

Es werden bis zu 80 Prozent von den Energieberatungskosten für Vereine bzw. maximal 800 Euro gefördert.

Die Fördervoraussetzungen für Vereine, die es zu beachten gilt:

- Das Objekt, für das die Energieberatung durchgeführt wird, muss im Linzer Stadtgebiet liegen
- Es werden nur umfassende Energieberatungen gefördert
- Ein Protokoll der Energieberatung muss beigelegt werden

Alle Informationen zur Förderung finden Sie unter dem Punkt „Umfassende Energieberatungen" auf der Seite www.linz.at/umwelt/foerderungen.php

Mag.ª Eva Schobesberger
Klimastadträtin



Die Mutter der Stadtwerkstatt

Am Karfreitag, den 7. April 2023 ist Gisela Porod, Protagonistin der früheren Stadtwerkstatt, im 60. Lebensjahr verstorben.

Gisela Porod war freischaffende Künstlerin und hat in den 1980ern für mehrere Jahre in der alten Stadtwerkstatt gelebt und gearbeitet. Sie hat Musik, Konzerte, Projekte rund um Film, Kunst und Theater mitorganisiert. Am besten lässt sich das, was sie getan hat, vermutlich als Mitwirken am Gesamtorganismus des Hauses fassen, und seines damaligen Konzeptes aus Leben und Arbeiten. Gisela ist diejenige, die in den 1980er-Jahren den Mietvertrag für einen Teil des Hauses bis zum Abriss der alten Stadtwerkstatt innegehabt hat, inmitten des Kampfes um Alturfahr Ost.

Wir haben Gisela im Juli 2021 besucht, um sie für eine Recherche über Frauen der Stadtwerkstatt kennenzulernen und zu interviewen. Wir, das waren Claudia Dworschak, Pamela Neuwirth und ich. So herzlich als nur vorstellbar hat uns Gisela in ihrer neuen Wirkungsstätte in Klosterneuburg, wo sie Bilder restaurierte, bereits am Gartentor empfangen mit den Worten: »Das ist heute meine Stadtwerkstatt.« Ich vermute, sie hat damit eine Atmosphäre von Garten bis Atelierräume gemeint, eine Umgebung, in der man atmen konnte, die kreative Wildheit, die eigene Ordnung und Struktur, die Bilder, Farben, Farbpulver, Glasgefäße, die Utensilien bis unter die Decke eines historischen Gebäudes mit großen Fenstern – und die Leidenschaft ihrer eigenen Arbeit, die spürbar war. Ihre fast sofortige Frage an mich als Leiterin der Stadtwerkstatt: »Wie hast du das gegen die Männer geschafft?« war eher rhetorisch angelegt. Sie berichtete von Männern und Frauen, vom Leben und Arbeiten, von Freiheiten und Kämpfen, von sehr persönlichen Dingen bis hin zur Arbeitspraxis – in den 80ern, im alten Haus, in der frühen Stadtwerkstatt.

Foto: STWST Archiv

Vor der alten STWST, v.l.n.r: Rainer Zendron, Herbert Schager, Astrid Esslinger (mit Fina Esslinger als Baby), Susanne Leitinger, Werner Katzmair, Gisela Porod, Erika Wolfinger, Georg Ritter

In einem Moment haben wir uns mit einem Blick über unsere Liebe zu bestimmten Bands verständigt. Wir sind in ihrem Atelier rund um den Tisch gestanden, an dem die gebuchten Musiker:innen der alten STWST gesessen sind. Den Tisch hat sie sich aus der STWST mitgenommen, als sie sie verlassen hat, meines Wissens war das 1988. Unsere Fragen hat sie mal mehr, mal weniger beantwortet, hat sich oft auch entzogen. Es gibt Geschichten, über die ich immer noch lache, weil sie so verrückt klangen. Wir haben ihren Ärger über die offizielle Geschichtsschreibung der STWST vernommen, und auch, dass sie nach dem Abriss des alten STWST-Hauses nicht so weitermachen konnte, gegangen ist und zu restaurieren angefangen hatte. Sie erzählte außerdem von Menschen, die sie schätzte und liebte, von ihrer heutigen Arbeit, und immer wieder von Positionen und Bedeutungen. Alles in allem war es eine Mischung aus Wucht, Lebensfreude, Herzlichkeit, Bitterkeit, Humor und manchmal einem bemerkenswerten Widerspruch aus Direktheit und Verschleierung. Ob alles, was sie erzählt hat, ganz genauso gestimmt hat, weiß ich nicht. Dass es trotzdem einiges geradegerückt hat, ist allemal so. Das haben wir alle drei, die wir sie damals besucht haben, ganz klar so gesehen.

Foto: Chris Althaler

Krank war sie schon damals. Uns gegenüber hat sie sich dazu uneindeutig geäußert. Ein paar Monate später, als sie zum Treffen der STWST-Frauen während der 2021er-Ausgabe von STWST48 eingeladen war, hat sie erzählt, dass sie die Krankheit ohne Namen besiegt habe. Sie, ganz leidenschaftliche Organisatorin, hat für das Treffen der STWST-Frauen gleich ein paar andere Frauen mitgebracht und kleine Acts organisiert. Es war ein interessanter Nachmittag mit Stimmungen und Atmosphären.

Später am Abend ist sie dann ins Cafe Strom gegangen und hat ins Lokal hineingerufen: »Ich bin die Mutter der Stadtwerkstatt« – das wurde mir zumindest so erzählt. Und natürlich wurde ich gefragt, wer das denn jetzt war? Und damit nun auch offiziell: Gisela hat nicht nur in der Stadtwerkstatt gearbeitet, sie hat mit ihrer Unterschrift den Mietvertrag des Hauses gehalten – gegen Widerstände, samt Mietstreitereien und bis zum Abriss des alten Gebäudes. Nicht alle hatten diese Konsequenz.

Ihre Krankheit hat sie anscheinend bis zum Schluss nicht wirklich beim Namen genannt. An ihren Tod hat sie wohl nicht wirklich geglaubt. Ich vermute, dass sie nicht die Absicht hatte, sich von irgendetwas, auch nicht von Krankheit und Tod, demütigen zu lassen. Und als ob sie das auf eine göttlich anmaßende Weise aufzeigen würde wollen, ist sie am Karfreitag gegangen.

Tanja Brandmayr

Gisela Porod Flower Power

Künstlerin: Sie liebte Pflanzen aller Art und realisierte diese Liebe vielfach in ihrer künstlerischen Arbeit. Mit ihrem präzisen Blick und ihrer besonderen Gabe, der Flora tiefstes Wesen zu erfassen und künstlerisch umzusetzen, gelang es ihr, auch den Blick des Betrachters darauf zu richten.

Freunde: Als ihre Freundin fühlte man sich geliebt, ernst genommen und verstanden. Auch ihre Treue zeichnete sie aus. Oft erfreute sie ihre Umwelt mit ihrem schrillen Humor, ihren unkonventionellen Scherzen und schrägen Assoziationen.

Arbeit: In ihrer langjährigen Arbeit als Restauratorin war sie äußerst geduldig, akribisch, ausdauernd und sehr erfolgreich. Unzählige Gemälde, Tapisserien und auch Wandbemalungen (unter anderem im Schloss Schönbrunn) verdanken ihren Fortbestand den heilenden Händen von Gisela Porod.

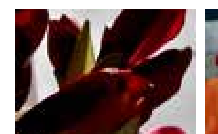
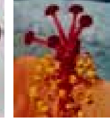
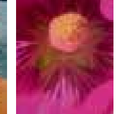
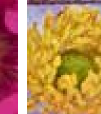
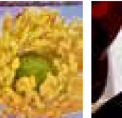
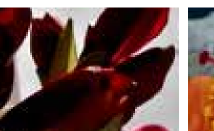
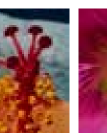
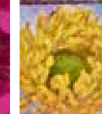
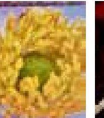
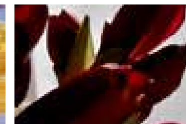
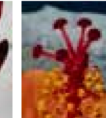
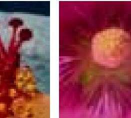
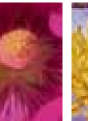
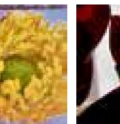
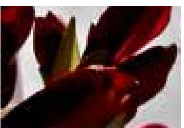
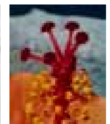
Musik: Sie war Mitglied der frühen Stadtwerkstatt, in der sie für viele Jahre ein Zuhause fand unter all den KünstlerInnen und MusikerInnen, welche sie immer sehr hoch schätzte. Unvergesslich bleiben all die wunderbaren Abende im Genuss des gemeinsamen Musikhörens. Auch hier bewies sie ausgezeichneten Geschmack und das nötige Gefühl, um gemeinsam darin einzutauchen.

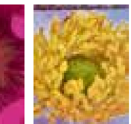


Foto: Chris Althaler

Liebe: Durch die Spuren, die sie uns hinterlassen hat, bleibt sie unvergessen.

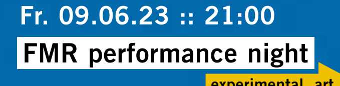
Brigitte Steiner Schober & Martina Schwabenitzky



STADTWERKSTATT VERANSTALTUNGEN JUN/JUL

STWST CLUB

Fr. 09.06.23 :: 21:00

FMR performance night
experimental, art

Sa. 10.06.23 :: 22:00
night creature's deamons
electronic, experimental, noise

Fr. 16.06.23 :: 22:00
O WOW pres. Hip-Shakin' Club
60s, vinyl

Sa. 17.06.23 :: 22:00
Dub Champions Festival
dub, roots, reggae, bass

Sa. 24.06.23 :: 20:00
Prediction album release
metal

Mi. 28.06.23 :: 17:00
Reclaim!
symposium

Fr. 14.07.23 :: 22:00
Mad Skills
tekno, rave

Aktuelle Infos: *club.stwst.at*

STWST NEW ART CONTEXTS

ab Mo. 05.06.23
Niveau Leaves Safe Harbor

Sa. 10.06.23
Don't use your time, kill it

Do. 15.06.23
Gibling Ed 12 von Tina Kult

Di. 20.06.23
Schwimmende Wildwuchselemente und Wurzelstream

Di. 01. - Mo. 07.08.23
STWST at flur4

Mehr an der Donaulände im August. Watch out for Biberburg.

MTBA auf *events.stwst.at*

Foto: tb/STWST, Papierflieger von Helga Schager, siehe Seite 15

Impressum versorgerin Nr. 0138 / juni 2023 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . cover: redaktion . cover-details: bildbeschreibung der Arbeit »hide, war!« von künstlerin toyen, eingabe in midjourney . covertext by redaktion . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**